

Mittwoch, 30. April 2008

Wie oft soll ich es denn noch sagen?

Geht es euch auch so? Es gibt Themen, bei denen kommt man nicht so richtig, bis gar nicht vorwärts, geschweige denn voran. Da kann man reden und machen, was man will. Nichts geht. Oder wenn, dann in so kleinen Schritten, dass man diese selbst unmöglich wahrnehmen kann. Im 1.000stel Millimeterbereich. Das wirklich anstrengende und nervende daran ist die ständige Wiederholung. Diese Endlosdiskussionsschleifen. Man hört sich schon selbst reden. Man kennt schon alle Sätze, die folgen werden. Jedes Argument liegt da fein säuberlich aufgereiht. Und man weiß, dass keins das Ziel treffen wird. Scharfe Munition, die sich als Platzpatronen entpuppen wird. Wieder und wieder. Man variiert mal die Taktik, die Reihenfolge, den Tonfall, die Choreografie. Im Ergebnis bleibt aber alles gleich. Man kommt in der Sache keinen Millimeter voran. Und so stellt man sich wieder und wieder. Schlacht um Schlacht. Gefecht um Gefecht. Bedenkt und überdenkt. Schleift und poliert die Argumente. Hin und wieder gesellt sich eins dazu. Einige fallen wegen schwächerer Wirkungserwartung raus. Und so ziehen Jahre ins Land. Und man fragt sich zu den immer selben Anlässen – und? Schüttelt leicht resigniert den Kopf, zuckt mit den Schultern und denkt sich „Das wird schon!“ „Das muss!“ Die Zustimmung anderer, auf dem vermeintlich richtigen Weg zu sein, kann man auch nicht mehr hören. Man nickt nur, noch dankend und zwingt sich ein Lächeln dabei ab. Nett, als mehr kann man das nicht mehr empfinden. Weiter, weiter, weiter. Scheitern, scheitern, scheitern. Die Zeit kommt und dann muss man nichts mehr sagen. Ich hoffe nur, ich erlebe die mir bestimmten Aspekte in meinem Leben noch. Und das nichts mehr sagen, hat nichts mit meinen Ableben zu tun. Denn es gibt da eine Reihe von Aspekten, die ich wirklich am eigenen Leib noch erleben will. Es geht dabei nicht um Recht haben. Es geht dabei nicht um Anerkennung. Es geht dabei um Selbstverwirklichung. Auf dem für sich richtigen Weg durchs Leben gegangen zu sein. Nicht falschen Versuchungen aufgesessen zu sein. Es würde mich einfach freuen, wenn ich zu Lebzeiten hier und da ankommen könnte. Ich will nicht mehr überreden müssen, sondern ohne Worte überzeugen können. Ich will nichts mehr verkaufen müssen, sondern anbieten können. Vollkommen verstanden, respektiert und akzeptiert zu sein. Angekommen zu sein, an den Orten, nach denen man sich immer gesehnt hat. Das wäre es. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 17:44

Easy

It's so easy. Ich wünsche mir die Entdeckung der Einfachheit. Das große Reduzieren, Weglassen, Loslassen, Minimieren. Die Abschaffung der Präsenzkultur. Das Verbot der Unwichtigkeit und Nebensächlichkeit. Die Einführung der Konzentration auf das Wesentliche. Das große Freischaufeln, um den Blick für das Wichtige freizulegen. Das Unterlassen von Hinhalten, Floskeln, Geschwätz und Meetings, die keiner braucht. Das Untersagen von allem, was nicht dem eigentlichen Primärnutzen dient. Die Einführung von Pflichtterminen mit sich selbst, mit seinen Freunden und seiner Familie. Das Einführen von Gemeinsamkeitspflege. Gemeinsam kicken gehen. Grillen. Wandern. Fahrradfahren. Auf ein Konzert gehen. Alles erlaubt und erwünscht, was auf Gemeinsamkeiten beruht. Das Unterlassen von alleine Fernsehschauen. Von Feindseligkeit. Von Vorurteilen. Von Intoleranz. Der Umbau vom Home-Office zu einem Gästezimmer. Die Begünstigung von Familienreisen und Reisen mit Freunden. Alles was dazu führt, dass Menschen miteinander etwas erleben, oder mehr erleben, sollte grundsätzlich steuerlich begünstigt werden. Und durch preisliche Nachlässe attraktiver gemacht werden. Wer nicht über das Jahr verteilt eine bestimmte Anzahl Tage mit Freunden gemeinsam gekocht und gegessen hat, wird steuerlich zur Kasse gebeten. Gemeinsam Sport machen mit Freunden wird von den Krankenkassen so bewertet, dass dadurch die Beiträge sinken. Wer sein Eigentum Freunden oder anderen leiht, oder zum Gebrauch zur Verfügung stellt, wird Gemeinschaftssteuer begünstigt. Förderung der Gemeinschaft durch Förderung von Gemeinsamkeiten würde so viel, so viel schöner, gesünder und besser machen. Zudem wären alle wesentlich besser drauf und motivierter. Der rege Austausch des Miteinanders würde zu einer völlig neuen Lebens- und Arbeitsqualität führen. Raus aus der Anonymität des Alltag, rein in das große Miteinander, Mitdenken und Mitmachen. Denn die Qualität einer Gesellschaft wird maßgeblich dadurch positiv beeinflusst, wie sehr alle daran mitwirken. So einfach könnte es sein. Denn dieses Mitwirken wird einem an allen Ecken ganz schön schwer gemacht und vermiest. Das sollte ein Ende haben. Ich bin überzeugt das eine Welle des „mit...“ uns alle viel ausgeglichener und zufriedener machen würde. Machen wir unsere eigenen Probleme zu einem offenen Thema. Und rennen nicht jeder jeden Tag mit unseren eigenen Rucksäcken voller Probleme herum. Reden wir darüber. Nehmen Hilfe an. Finden neue, gemeinsame Wege zur Lösung. Wir haben das „Wir“ aus den Augen verloren. Das ist und tut nicht gut, jedem Einzelnen. Also, einfach das „Wir“ und das „Mit“ zurück in den Mittelpunkt eines jeden Einzelnen und der gesamten Gesellschaft rücken. Dann könnte es wirklich so werden, wie wir es uns alle eigentlich wünschen. Ein

Land der offenen Tür. Menschen mit offenen Armen. Achtung! Das war nur ein Tagtraum von mir. Natürlich ist das alles völliger, naiver, unrealistischer Quatsch. Aber ich dachte einfach mal so. Wahnsinn. Wir ?! Dass ich nicht lache. Mit?! Prust. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 13:35

Dienstag, 29. April 2008

Als Träume noch Flügel hatten

Es gab schon mal oder schon immer - und zum Glück schon wieder Dinge, welche durch eine solch sinnliche Ästhetik meine Aufmerksamkeit erregen, dass die Funktion völlig ins Hintertreffen gerät. Es ist ein schönes Gefühl, wenn die Logik offensichtlich aussetzt. Wenn Erklärungen einem sogar selbst fadenscheinig erscheinen. Weil einem einfach die Worte dafür fehlen. Wie soll man das auch erklären, wenn man es nur fühlen kann. Beschreiben Sie mal jemanden "Wärme und Kälte", der beide nicht spüren kann. Beschreiben sie mal Sonnenaufgang und Sonnenuntergang jemanden der nicht sehen kann. Die Ratio zu überwinden, macht mir sehr viel Spaß. Dort wo alle Beweise, Gründe, Fakten und Analysen aufhören, fängt der Spaß bei mir erst richtig an. Wer in diese Gefilde vorstößt, der begibt sich auf einen emotionalen Ritt auf den eigenen Sinnen. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 22:38

Bitte melden: Das note blog sucht einen Native-Speaker für die Übersetzung des Blogs ins Englische

Warum? Aus gutem Grund. Oft bekomme ich Anfragen, Hinweise und Vorschläge, das Blog doch nicht nur in Deutsch zu machen sondern auch in Englisch. Damit auch ein gewisser nicht geringer Rest der Welt meinen Überlegungen und Gedanken folgen kann, soll und darf. Nach reiflicher Überlegung bin ich dazu gekommen, es zu tun. Deshalb suche ich einen Native-Speaker für englisch. Fangen wir mal einfach an. Andere Sprachen könnten, sollten und werden folgen. Somit wird das note Blog sukzessive, von hinten nach vorne erst mal auf Englisch aufgerollt. Und die neuen Beiträge erschienen schon in naher Zukunft gleich zweisprachig. Wer fühlt sich angesprochen und aufgefordert, sich dafür zu engagieren? Bitte einfach per Mail bei mir melden [info \[at\] note.info](mailto:info[at]note.info) . Danke. Ich freue mich. Denn wer die Welt verändern will, sollte nicht länger warten. Der kann damit zum Beispiel hier sofort anfangen. Wir sagen, was wir denken. In der stillen Hoffnung, dass einige das auch so sehen. Und andere sich davon überzeugen und mitreißen lassen.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 07:38

GWSW: Gute Werbung – Schlechte Werbung

In der Werbung verhält es sich wie in allen anderen Disziplinen auch, nur mit dem kleinen Unterschied, dass man sie in der Öffentlichkeit besser sehen kann, oder manchmal wäre es besser gewesen wenn nicht. Im Laufe der Jahre ist mir immer klarer geworden, was gute Werbung ausmacht. Beide müssen gute Werbung wollen, der Kunde und die Agentur. Und das Wollen allein genügt nicht, man muss die Fähigkeit und die Bereitschaft dazu mitbringen, einbringen und durchsetzen können. Jeder für sich seinen Teil und natürlich, wenn es um die Wurst geht, zusammen. Die Kultur dieser Beziehung zwischen Kunde und Agentur ist der Garant und Wegbereiter für gute Werbung. Eine hohe Kultur, welche sich ausschließlich um die Sache dreht, bringt es immer mit sich, dass beide ihr Handwerk sehr gut verstehen sollten. Können. Der Wille allein genügt bei weitem nicht. Sondern man muss die Chance, die einem ein solcher Kunde bietet, auch wahrnehmen und nutzen können. Auf einem solchen Niveau muss man konzipieren können. Somit ist neben der Grundvoraussetzung der hervorragenden Beziehung zwischen Kunde und Agentur das Können sehr wichtig. In der Agentur müssen genau die Menschen sich wohl fühlen und agieren, welche auf diesem Niveau mit absoluter Vorliebe agieren. Was nützt einem die schönste Komposition, wenn keiner sein Instrument spielen kann? Und dann hat die Gliederkette ein weiteres Element, die Lieferanten. Auch hier muss so ausgewählt werden, die Zusammenarbeit so gut sein, das Vertrauen so hoch, dass hinten das raus kommt oder noch übertroffen wird, das man sich vorne erhofft und erwartet hat. Somit ist gute Werbung eine Gemeinschaftsarbeit, nie das Werk eines Einzelnen. Alle müssen miteinander können und wollen. Sonst kann Gutes nicht oder nur sehr schwer entstehen. So viele Parameter beeinflussen die Qualität von Werbung, dass keiner unberücksichtigt bleiben darf sondern jeder zur Qualität beitragen muss. Das Konzept, die Typo, der Klang, das Papier, die Grammatik, die Farbe, die Fotos, die Grafiken, das Format, die Punktgröße, der Zeilendurchschuss, die Schnitte, die Überblendungen, der Claim, der Text, die Pagina, die Rückenbindung, 4c oder 5c, das Logo, lackiert oder gewachst, Prägung, Stanze, Typo-Farbe, Bildbearbeitung... Die Liste ist fast endlos. Und alles muss so miteinander harmonieren, dass daraus gute Werbung entsteht. Das ständige Bemühen und Ringen um das Beste für die gewünschte Wirkung. Die Bereitschaft die Richtung zu ändern, seine Meinung zu ändern. Etwas neues zuzulassen. Immer und immer wieder sein Können einzubringen, damit etwas für alle gleichermaßen Gutes daraus entstehen kann. Dafür muss man die Atmosphäre schaffen. Die Struktur. Und die

passenden Menschen dafür gewinnen. So entsteht Gutes. Ich bin überzeugt, nur so. Eine gute Idee macht noch keine gute Werbung. Aber sie schafft die Voraussetzung. Ab jetzt sind alle gefragt.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:36

Montag, 28. April 2008

Abhängig

Manchmal fällt mir auf, wie abhängig man ist, wovon was abhängt. Die Zusammenhänge sind oft seltsam, aber man ist spürbar abhängig davon. Es sind die kleinen Abhängigkeiten, die einem versuchen ständig klar zu machen, wo lang es geht. Und vor allem wie. Die meisten Abhängigkeiten bestehen aus Beziehungen von Dingen miteinander. Man stellt diese einfach her. Ob es diese Abhängigkeit wirklich gibt, könnte man in Frage stellen. Machen aber die wenigsten. Ein Beispiel. Im Fußball glauben viele, dass wenn man selbst die besten Chancen vergibt, es zum unverdienten Gegentreffer kommt. Dann kommt es so. Dann ist die Abhängigkeit von vergebenen Chancen zum Gegentreffer hergestellt und bewahrheitet sich. Trifft es nicht zu, besteht die Abhängigkeit trotzdem. Es ist in diesem Fall nur gerade noch mal gut gegangen. Interessant bei diesen Abhängigkeiten ist die Häufung, auf die sich offensichtlich alle berufen. Denn in der Regel gewinnt eine überlegene Mannschaft ein Spiel oder spielt zumindest unentschieden. Eine Minderzahl bestätigt diese Abhängigkeit. Da aber mit dieser Minderheit wesentlich mehr emotionale Verbindungen bestehen, werden diese wesentlich stärker gewichtet. Also von 20 Spielen gewinnt die unterlegene Mannschaft bei einer Vielzahl von besten vergebenen Chancen der überlegenen Chancen - 1. Und nicht wie man glaubt 17. Somit bauen die meisten Abhängigkeiten auf einer falschen Verbindung auf. Noch schlimmer, diese wird auch noch um ein Vielfaches überbewertet. Somit leben wir in Zwängen, die es rational gesehen und bewertet so nicht gibt. Aber was soll man machen, wenn es sich so anfühlt? Anfangen zu relativieren. Benennen sie die Abhängigkeiten. Betrachten sie diese. Bewerten sie diese möglichst objektiv und rational. Denn es sind genau diese Abhängigkeiten, die uns vom wesentlichen abhalten. Ständig stellen wir Verbindungen her, wo keine sind. Kommt die Person unpünktlich, dann... Regnet es an dem Tag, dann... Ruft sie heute nicht an, dann... Wenn ich vorher keinen Kaffee bekomme, dann... Wenn er sich bis Freitag nicht meldet, dann... Unsere Köpfe sind voll von diesen falschen Beziehungen der Dinge zueinander, aber trotzdem werden diese Abhängigkeiten genährt, zumeist durch unsere sozialen Kontakte. Denn was sagen die: Kommt die Person unpünktlich, dann... Regnet es an dem Tag, dann... Ruft sie heute nicht an, dann... Wenn ich vorher keinen Kaffee bekomme, dann... Wenn er sich bis Freitag nicht meldet, dann... Somit werden wir wie eine Flipperkugel im Spiel der falschen Abhängigkeiten gehalten. Und tischen von einer zur anderen. Was man nicht alles zueinander in Verbindung stellt. Wenn dann. Das musste ja so kommen. Das wird so kommen. Das kommt wie immer. Zudem machen wir uns gerne abhängig von Dingen, die wir überhaupt nicht beeinflussen können, wie z.B. vom Wetter. Regnet es, wird es auch ein schlechter Tag. Scheint die Sonne, wird es ein guter. Ergebnisorientiert kann das unmöglich stimmen. Denn wir leben in einem Land, in dem es überproportional mehr regnet als in südlichen europäischen Ländern. Trotzdem war es um unsere Ökonomie historisch gesehen immer besser bestellt. Gäbe es eine Abhängigkeit vom schlechten Wetter, gehörten wir sicher zu den Armenhäusern Europas wenn nicht der Welt. Und da, wo das Wetter schön ist, ist es um die Ökonomie historisch gesehen nicht so gut bestellt. Also wird auch hier ein falsche Abhängigkeit zugrunde gelegt. Und so geht es weiter und weiter. Der Mond. Die Sternzeichen. Alles soll uns sagen, wie der Hase läuft. Aber so läuft er nicht. Somit gilt es, sich im Laufe eines Lebens unabhängiger und unabhängiger von den falschen Abhängigkeiten zu machen. Denn um so weniger Entscheidungen, Stimmungen und andere Wesensmerkmale von Abhängigkeiten beeinflusst und bestimmt werden, um so mehr dienen sie dem eigentlichen Ziel. Der optimalen Lebensqualität.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:51

Freitag, 25. April 2008

Moneypolieren

Man kann ebenso nicht nicht manipulieren, wie man nicht nicht kommunizieren kann. Es geht dabei nicht um die Tatsache, dass manipuliert wird, sondern mit welchem Ziel. Es gibt ehrenwerte Ziele und viele, welche genau das Gegenteil verfolgen. Beides ist dem Begriff nach aber als Manipulation zu bezeichnen. Alles was ich sage, alles was ich mache ist zweckgebunden. Ich verfolge dabei mehr oder weniger vorder- oder hintergründig meine Ziele. Das muss ich nicht zugeben. Aber das verändert an der Tatsache nichts. Der Begriff der Manipulation ist so weitreichend, dass eigentlich nur die Menschen auffällig sind, die von sich behaupten, nicht, nichts und niemanden zu manipulieren. Die Manipulation beginnt schon bei einem selbst. Wie man glaubt, wahrgenommen zu werden. Wie man sich wahrnimmt. Dann geht es weiter mit und in unserer Umwelt. Und so weiter und so weiter. Wir wollen glauben. Wir wollen glauben machen. Somit manipuliert ein Teil von uns immer die Wahrnehmung, mit dem Ziel, dass die Manipulation die gewünschte Wahrnehmung besser, schneller und genauer erzielt. Die Art, wie wir Geschichten und Erlebnisse erzählen, steckt voller Manipulation. Wir lachen selbst an Stellen, damit für andere erkennbar wird, dass dies lustig sei. Wir überhöhen, verändern, lassen ganze Stränge der Wahrheit weg und setzen so eine gewünscht neue Wahrheit zusammen. Somit lügen wir nicht. Deshalb glauben auch viele, nicht zu manipulieren. Obwohl genau diese veränderte Darstellung eine zielgerichtete Manipulation ist. Ob wir das wollen oder nicht. Somit ist Werbung und/oder Kommunikation sehr menschlich. Es ist die Art von Manipulation, die uns allen mehr oder weniger zu eigen ist. Wer also Werbung vorwirft, dass diese manipuliert, dann ist dieser Vorwurf richtig. Wer aber sich selbst von diesem Vorwurf distanziert und von sich behauptet, nicht zu manipulieren, dann ist das nicht richtig. Über die Qualität und die Ziele von Manipulation könnte man vortrefflich streiten, denn hier gehen die Beweggründe bis in die tiefsten Abgründe. Aber auch das ist kein Phänomen der Werbung, sondern spiegelt sich ebenso in der Gesellschaft wieder. Somit beschreibt die Diskussion über die Manipulation in der Werbung die fehlende Diskussion über die Manipulation in uns Menschen.

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 08:26

Der Goldfisch

Im Garten befindet sich ein Teich. Kein Grund zum Neid, es ist ein kleiner. Gerade groß genug, dass man ihn guten Gewissens als Teich bezeichnen kann. Umringt von der Natur, wenig bis gar nicht gepflegt, sich selbst überlassen, hat es sich der Teich den natürlichen Umständen entsprechend schön gemacht. Der Wasserstand ist mal bis zum Rand, aber auch schon mal bedenklich tief. Im Winter gefriert der Teich, so dass das Eis bis zum Boden reicht. Er ist voller Blätter und allem, was sonst noch so Hals über Kopf in ihn fiel. Einige größere Steine liegen auf seinem Grund. Und auch dies und das, was da nicht so richtig reingehört. Ein Sammelbecken eben. Er scheint aber kerngesund. Denn in ihm schwimmt, man kann es kaum glauben, wenn man es nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hat, ein Goldfisch. Es ist sein Teich. Das wird einem klar, wenn man ihn so beobachtet, denn er ist das größte Lebewesen weit und breit und sicher auch der Teichälteste. Er ist allein - als Fisch. Er macht dabei aber keinen gelangweilten oder depressiven Eindruck, soweit ich das beurteilen kann. Dieser Eindruck ist aber auch mehr von meinem tiefen Wunsch geprägt, dass er sich hoffentlich pudelwohl fühlt in seinem Teich. Man will ja nicht auch noch ein schlechtes Gewissen haben wegen eines einzigen Goldfischs. Obwohl ich nicht ganz unschuldig an der misslichen Lage seines Singledaseins bin. Aber die Geschichte ist zu traurig, als dass ich sie hier kundtue. Eine schwarze Minute in meinem Leben. Ich habe ihn wirklich nicht gesehen, den Anderen - wirklich. Es bricht mir noch heute das Herz, seinen besten Freund auf dem Gewissen zu haben. Jahre lebt er schon hier. So zieht er seine Bahnen und Kreise. Mir scheint es ein ganz besonderer Kerl. Denn jedes Jahr gehe ich mit absoluter Sicherheit davon aus, dass er diesen Winter nicht überlebt hat. Denn er verschwindet, wenn es ihm zu kalt wird. Er zieht nicht in den Süden. Und er wechselt auch nicht sein Revier gegen ein wohltemperiertes Aquarium. Er buddelt sich ein. Er macht sich ein Bett unter Blättern tief im Morast. Dann ist er weg und ward nicht mehr gesehen, über Monate hinweg. Und wenn wir alle überzeugt sind, dass er in die ewigen Jagdgründe gewechselt hat, das Zeitliche gesegnet hat, und wir sinnierend vorm Teich stehen und rekapitulieren, wie hart der Winter ja auch war und wie lang und wie alt er wohl gewesen sei, steinalt sicher, dann passiert wieder das Wunder vom Teich am Haus Hagebutt. Plötzlich eines Morgens ist er da und schwimmt umher, als ob nichts gewesen wäre. Erwacht aus seinem Winterschlaf, hat er es mal wieder geschafft. Unglaublich, aber wahr. Da schwimmt er. Und er scheint sogar ein Stück gewachsen. Das glauben wir jedes Jahr und zwar in einem Maße, dass er eigentlich schon die Ausmaße eines Delphins haben müsste. Es liegt sicher an unserer Freude, dass der Herr des Teichs wieder seinen Thron eingenommen hat. Stolz zeigen wir ihn jedem, der ihn auch eventuell nicht sehen will. Es ist ein Wunder für uns. Denn letztes Jahr wollten wir seiner Einsamkeit ein geselliges Ende bereiten und wir kauften vier Goldfische für jeweils knapp unter 2 €.

Ließen uns erklären, wie man diese im Teich aussetzt, damit auch alles seinen glücklichen Verlauf nimmt. Weit gefehlt. Diese verwöhnten Goldjungs haben bei den ersten kleinen klimatischen Veränderungen gleich die Lebensgeister verlassen. So schwammen sie einer nach dem anderen nur noch auf dem Rücken. Verzogen. Verwöhnt. Domestiziert. Nicht fähig, allein zu überleben. Und unser Goldfisch ist so eine Art Bruce Willis wie in Stirb niemals Teil 3. Eventuell war er sogar genervt von diesen Weicheiern. Sicher haben die tagein tagaus gejammert. Oh, ist das kalt hier. Oh, ist das dunkel hier. Oh, das mag ich nicht essen. Oh, ist das aber dreckig und unaufgeräumt hier. Die waren auf das harte Leben in der freien Wildnis ungenügend bis unzureichend vorbereitet. Manchmal denke ich, ob er die Jungs kurze Flosse um die Ecke gebracht hat, damit wieder Ruhe einkehrt und das Gejammer aufhört. Zuzutrauen wäre es ihm. Wer in einer solchen Umwelt Jahr für Jahr überlebt, dem ist alles zuzutrauen. Jedenfalls ist der kleine große Goldfisch zu einem echten Familienmitglied geworden. Und zu einem Vorbild. Er steht für das weitermachen, durchhalten und durchsetzen. Nicht jammern, machen. Mach das Beste daraus. Er ist der wirklich harte Kerl in unserer Runde. Und wenn ich mal wieder zweifle, dann denke ich an den Goldfisch. Den einen, der seiner Umwelt einfach trotzt. Der einfach nicht klein- und nicht unterzukriegen ist. Ein toller Kerl. Leider kein Goldfisch Foto von Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 00:35

Donnerstag, 24. April 2008

Ein Stück vom Bach (Hansgeschichten)

Hans stand im Bach und überlegte, ob er was riskieren sollte. Nur wenige Meter, dann hätte er die alte Steinbrücke erreicht. Drunter hergehen oder doch besser außen herum? Er spürte wie das Wasser kühl um seine Waden strich. Es war trüb und hatte die Farbe des Kaffees, wie sein Vater ihn mit reichlich Milch zum Frühstück trank. An normalen Tagen hatte der Bach immer nach feuchter Erde gerochen. Jetzt war es ihm, als ob es vor ihm aus dem Maul eines großen schwarzen Hundes roch. Hans war bis hierher durch den ganzen Bach gewatet. Er war wie jedes Mal an jener Stelle die steile Böschung hinab gestiegen, wo das Wasser flach über ein Bett aus schwarzen und weißen Kieselsteinen kroch, und wo er am liebsten lange Zeit in der Sonne saß, weil er dem Plätschern des Baches lauschen konnte, das hier das Lauteste war – wenn man das Rauschen der hohen Pappeln und Schwarzerlen erstmal ausgeblendet hatte. Das Bachplätschern klang wie ganz sanftes Klavierspielen, ganz zart, ganz hell, ganz fein. Er stellte sich vor, was für feine Hände der Spieler haben musste, wenn er so zart spielen konnte. Er musste die Musik sehr lieben, so zart war sein Spiel. Immer, wenn Hans die Musik hörte, war es ihm, als würde er träumen. Er hatte die Augen geschlossen und die Musik war da. Sie floss durch seinen Kopf. Er öffnete die Augen und die Musik war immer noch da. Seit damals war es immer diese Musik, die er auch anderswo zu finden suchte. Als er die Stelle mit den weißen und schwarzen Kieselsteinen hinter sich gelassen hatte, sah er das alte Telegrafenhäus. Es war aus roten Ziegeln gebaut. Es war eine Art Turm, in dem man sich gewiss prima hätte einrichten können. Der Turm war so hoch wie zwei Männer und er musste den Kopf ganz in den Nacken legen, wie er unten im Bach stehend nach oben sah. Der Turm lag im Schatten der alten Pappeln, Weiden und Erlen, die hier am Bach Spalier standen. Die Pappeln und Erlen waren so hoch, dass sie bis in den Himmel wuchsen und herrlich rauschten, wenn der Wind in ihre Kronen fuhr. Weiter oben kam ein Stück ohne Pappeln und Erlen. Hier standen die alten Kopfweiden, die hohl waren und sich zum Klettern anboten. Das letzte Stück hinter der Steinbrücke war wieder mit Pappeln und Erlen bestückt; und dann kam auch bald das Dorf und der Bach verschwand zwischen den Häusern, die alle Gärten hatten, die bis an den Bach heran reichten. Der Turm hatte eine Tür aus Eisen. Auf der Tür aus graulackiertem Eisen warnte ein gelbes Schild mit schwarzem Blitz vor der tödlichen Gefahr. Auf dem Turm saß ein steiles Satteldach mit schwarzen Dachpfannen. Von den beiden Giebelseiten führten schwarze, fingerdicke Drähte weg. Da, wo sie vom Haus wegführten, waren faustgroße weiße Kugeln. Wenn einer der schwarzen Drähte reißen und in den Bach fallen würde, dann wäre er sofort tot, dachte er jedes Mal. Er würde mit dem Bach ins Meer treiben und seine Mutter würde um ihn weinen. Das Wasser des Baches floss träge und es war leicht gewesen mit der Strömung zu waten. Der Bach war nirgends mehr als einen halben Meter tief. Mal umspülte er die Knöchel, wie an der Stelle mit den Kieseln, weiter oben wurde das Bachbett schmaler und der Grund schlammig. Hier reichte das Wasser bis über die Knie. Er ging dann auch langsam, weil sich die Füße im Schlamm festsogen und der Grund nicht mehr sichtbar war. Vor ihm war das Wasser graubraun wie Putzwasser, hinter ihm wirbelten braune Schlammwolken auf. So sah es aus, wo der Orinoko in den Amazonas floss. An beiden Seiten des Baches waren Wiesen. Das Gras wuchs in langen Büscheln über die Böschung in das Wasser hinein und die Strömung kämmte die Grashalme immer in die gleiche Richtung. Auf der Wasseroberfläche liefen kleine grünlich schimmernde Käfer. Mit der Strömung trieb manchmal ein Ast auf einen zu, trieben Blätter vorbei und manchmal schwamm auch eine Bierflasche heran. Es konnte passieren, dass man in eine Scherbe trat. Hans war das nur einmal passiert, es hatte geblutet und es war eine Narbe geblieben. Das Dummste aber war, dass man bei einer Verletzung warten musste, bis sie zugeheilt war. Es konnte ein oder zwei Wochen dauern, bis man wieder in den Bach steigen durfte. Da er seine Füße nicht sehen konnte, wenn er durch den Bach watete, war es ein komisches Gefühl, wenn etwas um seine Beine strich. Es konnte alles sein. Wenn es etwas Hartes war, dachte er an einen Schuh. Wenn es etwas Weiches war, dachte er an eine Graswurzel. Jedenfalls, wenn er sich zureden wollte. Er konnte sich aber auch etwas anderes vorstellen. Zum Beispiel ein Tier, eine Schlange oder eine Ratte, obwohl es hier keine Schlangen gab. Dann machte er drei, vier entschlossene Schritte nach vorn, dass das Wasser vor seinen Beinen answoll und ihm bis auf seine kurzen Hosen spritzte. Hans hatte hier noch nie eine Ratte gesehen, aber er war sicher, dass es sie gäbe, weil die Leute es erzählten. Riesen Viecher, so groß wie Katzen. Neulich habe der Bauer wieder eine mit dem Spaten erschlagen, hatte sein Vater ihm erzählt; bei der Steinbrücke war's. Alles, von dem ein starker Geruch ausging, würde sie anlocken und Blut, da wären sie besonders toll. Hans wusste, wenn ihm eine begegnen würde, nähme er einen starken Ast und würde sie totschiessen. Er würde es ihnen schon zeigen, wer der Herr war am Bach. Das Bachbett war nirgends besonders breit. Nur nach einem Regen, wenn der Bach mehr Wasser führte. An jeder Stelle konnte man drüberspringen. Das machten die Jungs, weil es eine Mutprobe war. Es gab nur eine Stelle, die man unmöglich überspringen konnte. Das war die Stelle, wo das Kiesbett war. Hier hätte es einfach an Anlauf gefehlt, weil die Böschung steil abfallend war. Anderswo war es kein Problem; auch für Hans nicht, obwohl er körperlich zu den Kleinsten zählte. Nein, es war überall zu schaffen, außer bei Hochwasser, wenn es tagelang geregnet hatte. Dann stieg der Bach um bis zu einen Meter an und machte sich breit in seinem Bett. An normalen Tagen reichte ein guter Anlauf und man war drüben, mit einem Satz. Ein schlechter Anlauf kostete wertvolle Zentimeter und man landete im Bach. Manchmal nur mit einem Bein, manchmal ganz. Dann zog man zuhause trockene

Sachen an und probierte es sofort erneut. Wenn man es nicht sofort wieder anging, ging man es vielleicht nie mehr an. Im Bach lebten Stichlinge, die man fangen konnte. Das silbrige Fischchen war nicht größer, als der kleine Finger und auf dem Rücken hatte es drei Stacheln, weshalb die Leute hier am Bach dazu Stachelditzchen sagten. Die Art zu fischen war einfach. Man brauchte entweder ein altes Küchensieb oder man konstruierte einen Köcher aus einem Damenstrumpf, dessen Öffnung man um einen rundgebogenen, starken Draht spannte. Stachelditzchen waren überall im Bach. Man fing sie am besten an seichten Stellen; dort, wo das Wasser nicht so trüb war und die Fischchen in ihrer Bewegung eingeschränkt waren. Der beste Platz war, wo die schwarzen und weißen Kiesel lagen. Er baute eine Art Becken aus den größeren Kiesel. Eine Wanne im Bach, in die er seinen Fang mit dem Sieb oder dem Köcher treiben und aus der er Fisch für Fisch heraus schöpfen konnte. Am Ufer hatte er ein großes Glas mit Wasser vorbereitet, in dem er die gefangenen Fischchen aufbewahrte. Das Wasser war aus dem Bach und in dem Glas sah es viel klarer aus. Er konnte ganz hindurchsehen und betrachtete die Fischchen und kleine Teile, die im Wasser schwebten. Er zählte die Fischchen und er war zufrieden, wenn er viele gefangen hatte. Sein Rekord stand bei sechsunddreißig an einem Nachmittag. Er war sich nicht bewusst, wann genau der Nachmittag anging und wann er endete, aber er war lange genug, um reichlich Beute zu machen. So lang, wie zu der Zeit an dem Bach, war ihm nie mehr wieder ein Nachmittag vorgekommen. Inzwischen war er schon ein gutes Stück gewatet und er musste bald die Steinbrücke sehen. Bis dahin wollte er einen Entschluss gefasst haben: unter der Brücke durch oder doch raus aus dem Bach. – Hätten die Leute doch nur nie von den Ratten erzählt.

Geschrieben von in Weite Welt um 14:30

Mittwoch, 23. April 2008

Das große Misstrauen

Mein eigentlicher und größter Kampf ist der gegen das Misstrauen. Das Misstrauen gegenüber Ideen, die nicht greifbar sind. Das Misstrauen gegenüber subjektiver Wahrnehmung, gegenüber weichen Faktoren, gegenüber dem Preis-/Leistungsverhältnis. Die Menschen haben sich Misstrauen gegenüber jedem und allem angewöhnt. Eine ziemlich blöde Angewohnheit. Denn egal, was man sagt oder zeigt, sie gehen immer davon aus, dass die Idee nicht funktionieren könnte und auch deshalb natürlich viel zu teuer ist. Wer mit einer solchen Einstellung an die Sache von Kreativen geht, darf sich nicht wundern, dass dabei nichts raus kommt. Hat zwar auch wenig gekostet, aber auch geringe Kosten bei völliger Wirkungslosigkeit sind viel zu viel. Somit steigt das Misstrauen weiter. Manchmal komme ich mir vor wie ein Kommunikations-Drogendealer und meine Kunden wollen ständig das Dope runterhandeln, weil sie einfach behaupten, es sei eh gestreckt und da wäre nur Mist drin. Das ist traurig und demütigend zugleich. Eine Weile dachte ich, es läge eventuell an meiner Person. Bei nichten, dem war nicht so. Denjenigen, denen ich meine Ideen anvertraut habe, haben diese noch schlechter an den Mann gebracht. Das Misstrauen war dort offensichtlich noch größer als bei mir. Dann ging mir ein Licht auf. Alle, mich eingenommen, verhalten sich mittlerweile so. Wir sind zunehmend misstrauischer geworden. Das ist eine kollektive Entwicklung, die nicht ganz boden- und grundlos ist. Man wird wirklich das Gefühl nicht los, von allen Seite beschissen zu werden. Deshalb! Somit begann ich vor ca. einem Jahr nicht an den Ideen zu arbeiten, an den Kosten, am Timing, an der Präsentation, sondern am fehlenden Vertrauen. Ich nahm mir das Misstrauen vor. Von allen Seiten bekam man es mit mir zu tun. Nichts, was mit Vertrauen zu tun hat, nahm ich mehr als selbstverständlich hin. Mein Feldzug gegen das Misstrauen. Mein Kreuzzug gegen das Misstrauen. Meine Waffe war die Kommunikation und die Offenheit. Noch nie war ich so nah am Kunden, an den Jobs, an den Lieferanten, an allem. Ich war immer und überall dabei, wenn es ging. Alle Absprachen liefen über mich. Jede Mail war an mich direkt oder „cc“. Somit war ich im gesamten kreativen Prozess allgegenwärtig. Der Aufwand ist immens, aber es lohnt sich. Langsam zwar, aber man spürt schon die Veränderung. Das Verhältnis zum Misstrauen verändert sich, weil die Qualität der Kommunikation sich zunehmend verbessert hat. Leider bleibt somit weniger Zeit für andere Dinge. Aber man muss eben Prioritäten setzen. Die Qualität meiner Freiheit wird maßgeblich davon beeinflusst, wie sehr ich anderen vertraue und die Anderen mir. Das wurde mir immer klarer. Somit ist das Misstrauen zu verdrängen durch Präsenz, Kommunikation und Offenheit ein und bis auf weiteres mein Weg. Ach ja, noch was. Wer Misstrauen offen bekämpft, spürt schnell wie groß die Sehnsucht nach Vertrauen ist. Ein gutes und schönes Gefühl.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:40

Dienstag, 22. April 2008

michelle

wir haben an diese stelle schon ueber soviele schoene dinge des lebens gesprochen, und eins dabei noch nie benannt. die einfachste art der schoenheit.

Geschrieben von Peter von Felbert um 13:21

Akzeptieren

Ein Systemwechsel der besonderen Art wälzt langsam aber sicher unser gesellschaftliches und wirtschaftliches System um. Im Gegensatz zur Vergangenheit, in der alles auf eine bestimmte Art und Weise ablaufen musste, gilt es jetzt das Akzeptieren zu erlernen. Denn ergebnisorientiert ist viel mehr richtig und möglich, als man sich das in der Vergangenheit vorstellen wollte und konnte. So gut wie nichts wurde akzeptiert. Nichts, was anders war, hatte nur die Spur einer Chance. Aber immer mehr Systeme akzeptieren Umstände, die noch vor kurzer Zeit nicht denkbar gewesen wären, wenn – ja wenn – das Ergebnis stimmt. Diese Art von Akzeptieren muss man erst erlernen. Man muss lernen zuzulassen. Nur weil man es selbst nicht so gemacht hat, heißt das nichts mehr. Nur weil man es nicht kennt, ist das kein Maßstab dafür, wie es gemacht wird. Man muss sich von Ansichten trennen. Man muss sich von Urteilen und Vorurteilen trennen können. Man muss bereit sein, das erlernte und gelernte in Frage zu stellen. Man muss lernen zu akzeptieren, dass es nicht nur einen oder den einen Weg gibt, sondern eine Vielzahl von Wegen, von denen man selbst noch nie etwas gehört hat. „Das haben wir doch immer so gemacht“ gehört der Vergangenheit an. Die Ruhe der Vergangenheit, dass man einmal was ge- und erlernt hat und dasselbe ein Leben lang so machen kann, ist vorbei. Vorbei die Ruhe und die Stille. Alles ändert sich, ständig und schneller. Alles. Das gilt es zu akzeptieren. Immer wieder alles bereitwillig zu hinterfragen und neue Möglichkeiten zuzulassen, stellt einen entscheidenden Erfolgsfaktor für die Zukunft da. Die Richtung ändern können, ist eine erstrebenswerte Fähigkeit. Die Bereitschaft, an nichts festzuhalten, was sich nicht lohnt, auch. Somit sind wir in Zukunft nie fertig, nie angekommen sondern immer im Wandel. Wir werden Konstellationen akzeptieren lernen, die für uns aus heutiger Sicht unvorstellbar sind. Ist der Zeitpunkt gekommen, erscheinen sie uns völlig normal. Das Wachstum ist nicht mehr das Ziel sondern die Wandlungsfähigkeit. Wer schneller akzeptieren kann, kann sich besser darauf einstellen. Er gewinnt Zeit. Somit gewinnt er Vorsprung. Alle, die das nicht können, verlieren - wichtige Zeit und wichtigen Vorsprung. So einfach kann es sein, wenn man es akzeptiert. Der Blick gilt der Leistung und dem daraus resultierenden Ergebnis. Somit ist im Umfeld einer solchen Produktivität alles zu akzeptieren, was dies ermöglicht. Und es ist nichts zu akzeptieren, was diesen Zielen nicht hilfreich oder dienlich ist. In Krankenhäusern kommt man mehr und mehr dahinter, das Heilung Recht hat: Was heilt, hat Recht. Somit lernen Schulmediziner all das zu akzeptieren, was neben deren Fähigkeiten noch alles dazu dient, um eine Krankheit zu heilen. Das Spektrum der zu berücksichtigenden Aspekte ist groß und größer als die Schulmedizin lange Zeit zu akzeptieren bereit und im Stande war. So ist Geruch ebenso ein Aspekt wie Musik, Akustik, was ein kranker Mensch am Leibe trägt, wie sein Tagesrhythmus aussieht. Die Umwelt, die um eine Krankheit geschaffen wird, kann eine zusätzlich heilende Wirkung haben. Und immer mehr Aspekte kommen dazu, die es gilt zu akzeptieren. In der Politik begegnen wir demselben Umstand. Die Farben verändern sich und kommen in immer neuen Konstellationen zusammen. Neue Farben gesellen sich dazu. Bestehende verändern den eigentlichen Farbton. In Kunst. Überall muss die Gesellschaft lernen zu akzeptieren, dass es auch anders geht. Und zwar besser.

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 07:42

Montag, 21. April 2008

Theorie. Planung. Strategie. Prüfen.

Am liebsten bin ich tätig. Arbeite kreativ, konzeptionell oder schreibe. Meine Leidenschaft ist wesentlich vom Machen geprägt. Theorie kann ich nur in Maßen ertragen, wie auch Debattieren. Schnelle Entschlüsse, die fließenden Übergang in die Umsetzung finden, kommen meinem Naturell wesentlich näher. Nichts ist schöner und befriedigender für mich, als eine Idee Wirklichkeit werden zu sehen. Und daran mitwirken zu können. Zu dürfen. Wenn andere noch prüfen, sich hin und her wiegen, das für und wider abwägen, kratze ich schon mit den Hufen. Wann geht es endlich los? Mein Gefühl sagt mir, dass man zuvor nicht alles durch- und überdenken muss, da es sich in der Realität oftmals als sehr fehlbar rausstellt. Sondern alles wird erst klar und schlüssig beim Machen. Da erkennt man dann die Stärken und Schwächen von Ideen. Vorher muss die nötige Intuition und Erfahrung ausreichen, um nicht ganz in die falsche Richtung zu zielen. Alles andere kommt von selbst. Einige, bis viele Menschen kommen mit einer solchen Einstellung nicht klar. Die brauchen absolute Klarheit. Die wollen vorher exakt wissen, was nachher rauskommt. Auch wenn dem nie so ist. Das Gefühl brauchen sie. So wird jede Ecke und Spalte einer Idee be- und ausgeleuchtet. Alles wird wieder und wieder überdacht, geprüft und optimiert. Bei einem solchen Vorgehen werde ich wahnsinnig. Da kann ich nicht mehr still sitzen, denn mein Gefühl sagt mir, dass ich nichts gewinne sondern nur verliere – kostbare Zeit und noch kostbarere Lust. Nichts tört mehr ab, als nicht loslegen zu dürfen. Und alles immer und immer wieder theoretisch zu prüfen. Man fliegt ja nicht zum Mond. Und sogar dabei würde ich mal behaupten, sind viele Aspekte erst beim Machen entstanden. Das System zwingt mich geradezu die Füße still zu halten. Wie oft bin ich in Gedanken schon viel weiter, als die eigentliche Planung. Aber geholfen hat es mir nicht, eher geschadet. Denn ich glaube, die Menschen befürchten immer, die Ideen wären nicht ordnungsgemäß bedacht, überdacht und durchdacht. Dabei stimmt das nicht, sondern mir genügen weniger Hinweise, um trotzdem zu erkennen, wo es lang geht. Ich benötige die ganzen Sicherheiten nicht, um loszulegen. Ich brauche keine schriftlichen Gründe, Beweise und Bestätigungen für das, was ich schon weiß. Aber so sind nun mal die Spielregeln. Daher halte ich weiterhin so gut es geht die Füße still. Mensch fällt mir das schwer.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 15:47

The mood

Die Stimmung, Atmosphäre beeinflusst das Geschehen. Jeder Prozess der von und mit Menschen begleitet wird, findet in einer Atmosphäre statt. Die kann vergiftet sein, voller Bedenken, Angst, Befürchtungen, Politik, Hierarchie. Eine schlechte Atmosphäre bringt nur mäßige Ergebnisse zum Vorschein. Wer die Atmosphäre so positiv beeinflussen kann, dass Lust, Ideen, Leidenschaft, Einfälle, Meinungen, Mut, Entscheidungen fließen können, so dass alle regelrecht mitgerissen werden, der bekommt immer mehr, als man und alle gemeinsam erwarten konnten. Die Menschen bringen sich sinnvoll ein, wenn sie sich dazu aufgerufen fühlen. Sonst nicht. Sonst taktieren sie, um nicht getroffen, beschossen oder sogar abgeschossen zu werden. Die meisten Meetings in Unternehmen haben keine sehr förderliche Atmosphäre. Dabei kann man diese schnell auf produktiv umstellen. Zwei Wesensmerkmale für Meetings und deren Atmosphäre sind tödlich. Erstens: Der Diktator. Zweitens: Der Demokrat. Der eine lässt nichts zu und nichts gelten, der andere lässt alles zu und alles gelten. Somit muss man, um die beste Atmosphäre zu schaffen, das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Extremen finden. Oder je nach Zusammensetzung mehr in die eine oder andere Richtung tendieren. Man muss lernen, die Kultur einer passenden Atmosphäre zu erzeugen. Denn der Mensch ist abhängig von seiner Umwelt und verhält sich entsprechend. Das vergessen die meisten. Also, lassen Sie sich nicht die Stimmung versauen.

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 07:29

Freitag, 18. April 2008

Word of Mouth

Mir glaubt ja – fast – Keiner. Aber wenn es in der Zeitung steht dann vielleicht. Schon vor über einem Jahr habe ich prophezeit, dass Empfehlungsmarketing zu einem festen, wichtigen und großen Bestandteil im Marketing wird. Die Gründe lagen und liegen dafür auf der Hand. MyWhitelist baut auf dieser Entwicklung auf. Da kann man nur hoffen, dass der Umbau bald vonstatten gegangen ist. Denn der Trend kommt der Idee mehr als entgegen.

Geschrieben von Christof Hintze in myWhitelist um 18:55

Der Balkongrill ist – endlich da – und er hört auf den Namen Bruce

Der Balkongrill Bruce Über 2.000 Jahre hat es gebraucht: Nicht um Menschen auf oder hinter den Mond zu schießen - nein, um Feuerstellen auch da anbringen zu können, wo man sie ebenso dringend braucht. Ich müsste raten, wie vielen Menschen das Grillen bis Dato verübelt wurde, weil ein Grill auf dem Balkon unpassend schien. Doch nun das. Telefonieren kann man sogar auf dem Klo, oder oben auf dem Berg, oder unten am See. Aber grillen auf dem Balkon, war bis Dato Fehlanzeige. Bruce ist da. Der Balkongrill. Sieht auch noch richtig gut aus und kostet zum Glück nicht die Welt. Wie geil ist das denn? 24.987.333 Bürger dieses Landes, kommen nun von der Arbeit nach Hause, machen es sich auf dem Balkon gemütlich, reißen ein kühles Bier auf und grillen in den Sonnenuntergang. Kein Gedränge mehr am Baggersee, oder Verbotenes Tun am Flussufer. Grillen ist erst jetzt wirklich für alle da. Bruce macht es möglich. So witzig ich den Namen Bruce ja auch finde, aber „B“ wie Balkongrill hätte ich besser gefunden, damit jeder auch Bruce den Balkongrill besser findet. Man kann ihn fast überall im Internet kaufen, aber auch im Handel. Man stelle sich nur mal vor, der Balkongrill ist da und keiner hat auch nur einen blassen Schimmer davon. Was für ein Verlust an Lebensqualität. Da kann man jetzt die Uhr nach stellen, wenn das erste Bruce Kochbuch raus kommen wird. Auf die Balkonpflanzen kommen jetzt schwere Zeiten zu, denn da hängt schon Bruce herum. In Edelstahl. Die TV Kochprofis, die Frau Hermann - 38 Jahre, verheiratet, zwei Kinder, aus Duisburg - auf dem Balkon besuchen. Der Hammer ist aber das Format, das viel praktischer ist als diese ganzen runden Grills. Denn wie legt man die Würstchen ab – im Kreis?! - oder hintereinander?! Natürlich hintereinander! Die Länge macht es auch hier. Der Balkongrill wird sicher ein fetter Erfolg. Denn nach der Waschmaschine, der Spülmaschine und der Kaffeemaschine ist es wohl die wichtigste, sinnvolle Erfindung der Menschheit – die das Leben schöner und einfacher macht. Wer das von seinem Handy, Auto oder Computer behauptet, der lügt. Also, Bruce für einen selbst kaufen oder kaufen und verschenken. Oder wenigstens weitersagen: Bruce ist da – Der Balkongrill. Grüße vom Grillmeister, der leider alles hat, nur keinen Balkon - mehr. So ein Mist. Wie gerne hätte ich jetzt einen Balkon, wie die Jahre zuvor. Aber nein, ich ziehe um in ein 100% balkonloses Haus und dann erfindet einer Bruce. Das geht doch nicht mir rechten Dingen zu – oder? Da soll noch mal einer sagen, Blogger wären nicht käuflich. Nein, ist für einen guten Freund und ein echt gutes Produkt.

Geschrieben von Christof Hintze in Weltberühmtes um 12:33

Jetzt alle! Die Wahl des Blog-Logos 2008 steht an - gebt der 77 eine Chance

Letztes Jahr war ich so ziemlich Letzter. Somit würde ich dieses Jahr gerne ein paar Plätze gut machen. Da man sich selbst nicht wählen kann und alle Anderen auch nur eine Stimme abgeben können, würde ich mich freuen, wenn Ihr kurz da mal rüber schaut und der 77 zum vorletzten Platz verhilft. Danke! Ich gebe ja zu da sind viele echt Schöner, aber viel Besser?

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 08:00

Web 2.0 Demokratie

Gerade ist es mir wieder aufgefallen! Da beklagt sich in einem Diskussionsforum ein Teilnehmer, dass er es nicht gewöhnt sei, dass seiner Aussage widersprochen werde, weil normalerweise für seine Statements viel Geld bezahlt würden. Ja hallo? Das ist doch genau die Stärke des web 2.0. Hier werden Statements nach dem beurteilt, was sie

aussagen, nicht nach dem, von welcher Position sie kommen. Was wäre denn demokratischer als das? Das bringt mich doch wirklich mal zum Nachdenken über das aktuelle Kommunikationsklima in durchschnittlichen deutschen Unternehmen. These 1: Die Person mit der jeweils höheren Position in einer Hierarchie bekommt das „ius primae linguae“, das Recht der ersten - und meist auch langen - Rede. These 2: Unterstellt wird zudem, dass das, was vom Erstrhetoriker gesagt wird, richtig sei. These 3: Untere Hierarchiestufen dürfen nur Statements abgeben, die das bestätigen, was zuvor vom Alpharedner gesagt wurde. These 4: Sagen Niedrighierarchierer etwas anderes, wozu sie der Vorturner generell auffordert („Ihre Meinung ist uns wichtig!“) müssen sie in Kürze schauen, dass sie in einer anderen Hierarchie klar kommen. These 5: Stellt sich im Nachhinein heraus, dass die Rede von Numero Uno falsch war, hat er das so nicht gesagt, gemeint oder in einem anderen Zusammenhang gesprochen. Außerdem muss man sein Statement wahlweise „pauschaler“ oder „individueller“ betrachten. Auf jeden Fall muss die nächst niedrigere Hierarchie-Ebene schauen, dass sie bald ein neues Angebot annimmt. These 6: So ausgebildet, nimmt sich der durchschnittliche Verkäufer eines solchen Unternehmens im Kundenkontakt ebenfalls das „ius primae linguae“, mit dem Ergebnis, dass sich der Interessent als ungeeignet für das Unternehmen erweist. Reine Satire? Beobachten Sie mal Ihr eigenes Kommunikationsverhalten. Checken Sie Ihre Umwelt. Analysieren Sie unsere Medien, unsere Foren und die immanenten Multiplikatoren. Mein Vorschlag dazu: Machen wir uns auf die Reise, echtes Interesse am Mitmenschen zu erlernen. Fangen wir an, wirklich zu zuhören, wenn ein anderer spricht. Versuchen wir, dessen Meinung zu verstehen, ohne sie sofort mit unserer Auffassung kommentieren, widerlegen oder bestätigen zu müssen. Unterstellen wir einfach mal, dass unser Mitmensch in seinem Wahrnehmungshorizont Recht hat, in dem was er sagt. Und - last but not least - nehmen wir uns selbst nicht mehr so wichtig, sei es als Numero Uno oder als Red Candle. Reine Satire?

Geschrieben von Kai Falkenberg in 03 .Marketing, Management, Werbung, Kommunikation um 07:54

Donnerstag, 17. April 2008

Abstand – Die unselige und unnötige stetig wachsende Distanz

Abstand halten. Es mausert sich zu einem immer größeren, negativen Einfluss zwischen den Menschen. Der zunehmende Abstand. Man distanziert sich, um nicht tangiert zu werden. Dabei ist dieses Tangieren, die Berührung mit der Wirklichkeit anderer Menschen eigentlich ziemlich wichtig. Denn wenn man das Leben der Anderen nur noch aus Beschreibungen, vom Lesen, oder aus dem Fernsehen kennt, dann kennt man eigentlich nicht viel. Die Begegnung mit einem Menschen kann das eigene Leben verändern. Die Begegnung mit anderen Meinungen, die eigene Meinung revidieren. Aber wenn Distanz da ist, ist der Abstand zu groß, um eine Erkenntnis aus der Begegnung zu gewinnen. Das übersehen die Menschen und lassen die Distanz weiter anwachsen. Mir fällt das auf, wenn ich mich Flugzeug, im Restaurant oder in anderen öffentlichen Räumen bewege. Die Menschen schotten sich voneinander ab. Man unterhält sich nicht mit einem Unbekannten. Sondern man verhält sich so, dass man auch bloß nicht gestört wird. Man hat Kopfhörer auf. Ist versunken in sein Handy, oder einen Lesestoff. Man starrt in die Ferne. Anstatt ein angeregtes Gespräch mit einem Unbekannten zu führen, grenzt man sich ab. Um komischerweise kurz nach der Landung, noch im Bus vom Flugzeug zum Terminal, gleich zu Hause anzurufen und zu sagen: „Schatz, ich bin gelandet“. Dabei bewegt alle Menschen so viel, dass gerade aus der Begegnung mit dem Unbekannten ganz neue Sichtweisen und Ansichten entstehen könnten. Unlängst wartete ich auf einen Freund in einem Café. Am Nebentisch saß jemand auch alleine. Ich habe ihn gefragt, ob wir uns einfach mal so unterhalten sollen, oder ob er mir den Sportteil aus der Tageszeitung gibt. Er nahm das erste Angebot an. Und wir unterhielten uns über 30 Minuten sehr interessant. Er stellte aber fest, dass ihm so was noch nicht passiert sei und er selbst den Mut nicht aufbringen würde. Einfach jemanden anzusprechen. Ohne Vorder- oder Hintergründiges. Auch im Flieger oder im Zug mache ich häufig die Erfahrung, dass die Menschen darüber irritiert sind, dass sich jemand einfach nur so mit ihnen unterhalten will. Ich für meinen Teil habe gelernt, dass jede Begegnung die Chance mit sich bringt, von der Sichtweise eines Anderen zu profitieren. Und nichts ist interessanter als die Lebensgeschichten von Menschen, die man vorher noch nie getroffen hat und zu 99% nie mehr wieder sehen wird. Das verändert die Kultur und die Gestaltung des Gespräches enorm. Probiert es mal. Man trifft auf so interessante Geschichten, die einem selbst nie einfallen würden. Wenn ich meiner Frau davon erzähle, lacht sie immer und sagt: „Wen hast du denn da wieder kennen gelernt?“ Wer es schafft, die wachsende Distanzierung zu überwinden und anderen Menschen auch nur für 30 Minuten näher zu kommen, ich bin überzeugt, der erfährt auch Nützliches für sein eigenes Leben.

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 07:23

Mittwoch, 16. April 2008

Gefangen im "Labyrinth"

Die Summe interessanter, wesentlicher, wichtiger, notwendiger Informationen und Nachrichten ist leider begrenzt. Aber immer mehr Informationen/Nachrichten müssen an den Mann gebracht werden. Ob Informationen zu Produkten und Dienstleistungen. Informationen zur Lage der Welt und Mecklenburg-Vorpommern. Information zu Trends und Entwicklungen. Informationen von Interessengemeinschaften, Institutionen und Parteien. Informationen zum linken Knöchel eines beliebigen Fußballers. Zur Adoption eines Kindes. Alles, was sich bewegt oder auch nicht, ist im Prinzip eine Information. Ähnlich wie unser vegetatives Nervensystem durchdringen immer mehr Informationen, quellen immer mehr Informationen, fluten immer mehr Informationen den Erdball. Wo früher eine einfache Information genügte – wie Hunger – und daraus ein Verhalten abgeleitet wurde – Essen – wird diese Information nun in alle Bestandteile aufgelöst. Und diesen werden noch Unmengen an Bestandteilen hinzugefügt, die man hinter der Information Hunger sicher nicht erwartet hätte. Aus einer einfachen Information werden so ca. 34.890.000 Informationen und wir reden gerade nur über Hunger. Da gibt es noch ein paar weitere wichtige Informationen, die sich explosionsartig in Milliarden weiterer Informationen aufgegliedert haben. Dabei hat sich auch noch die Informationsgeschwindigkeit so extrem vom Schneckentempo zur Lichtgeschwindigkeit gesteigert, dass die eigentliche Katastrophe nicht nur die Masse ist, sondern dass diese Masse auch noch mit Lichtgeschwindigkeit um den Erdball rast. Und das ist immer noch nicht alles. Die Träger, Verbreiter, Erfinder, Macher von Informationen haben sich im Zuge dieser Entwicklung auch explosionsartig vermehrt. Somit müssen auch noch ständig Informationen nachkommen – in der beschriebenen Masse und Geschwindigkeit – was zu neuen Verhaltensauffälligkeiten und Formen im Umgang mit Informationen führt, führen muss. Hinzu gesellen sich noch die Informationen zu Produkten und Dienstleistungen, deren Lebenszyklen immer kürzer werden und dass immer mehr Produktgenerationen in immer kürzeren Abständen aufeinander folgen. Die Absichten und Versprechen werden ständig anders und neu formuliert. Ein Brot. Ein Bio Brot. Ein Bio Mehrkornbrot. Ein tagesfrisches Bio Mehrkornbrot. Ein hausgemachtes tagesfrisches Bio Mehrkornbrot. Ein tagesfrisches hausgemachtes und nur aus natürlichen Zutaten aus dem unmittelbaren Umland bestehendes Bio Brot mit gesunden Ballaststoffen und vitaminreichem handgeschroteten Mehrkorn. Im Angebot – Brot des Tages: Das tagesfrische hausgemachte und nur aus natürlichen Zutaten aus dem unmittelbaren Umland bestehende Bio Brot mit gesunden Ballaststoffen und vitaminreichem handgeschroteten Mehrkorn.... Somit stellt sich schon lange nicht mehr die Frage, welche 50% der Werbung funktioniert. Denn diese These beruht auf einer ganz anderen Voraussetzung, dem ruhigen fast besinnlichen Fluss von Informationen. Die Frage, die sich heute stellt, lautet, welche 0,5% der Werbung funktionieren überhaupt noch. Ist das Erhöhen und Vermehren von Informationen, so wie es alle machen, überhaupt noch zielführend. Die Redensart lautet ja auch: Affen machen alles nach. Von Menschen ist da nicht die Rede. Noch nicht. Somit komme ich für mich immer mehr zum Entschluss, dass mir die Marken, Informationen, Produkte und Dienstleistungen am sympathischsten erscheinen, die mir am wenigsten auf die Pelle rücken. Die weniger präsent, weniger laut sind, mit denen andere schon gute Erfahrungen gemacht haben. Ich behaupte mal, wenn eine Partei beim nächsten Bundestagswahlkampf hingehen würde – Und komplett auf Wahlwerbung verzichten würde. Die Informationsflut selbst eindämmen würde und das Geld in 1.000 sinnvolle Projekte aus deren Parteisicht investieren würde. Und im Internet alle weiteren Informationen für den Interessierten zur Verfügung stellen würde und nur das Projekt 1.000 bessere Ideen für eine bessere Zukunft dokumentieren würde. Und die Ideen alle relevanten gesellschaftlichen Bereiche tangieren würden, so dass aus der reinen Behauptung die sichtbare und erlebbare Umsetzung folgen würde – Ich denke, ich meine, diese Partei würde im 2-stelligen Bereich Zuwachszahlen erzielen. Und zwar mit Recht. Was hier nur ein Beispiel für die Politik ist, ist auf alle anderen Bereiche ebenso übertragbar. Einer muss nur den Anfang machen, dann werden die Affen alles nachmachen und die Menschen natürlich auch. Das wäre ein Weg raus aus dem Labyrinth. Und für viele Firmen eine gute Chance.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 12:38

Sonntag, 13. April 2008

matera, basilikata, eine reise durch sueditalien

Am Anfang war die Höhle Ein Text von Karin Lochner

Die Stadt Matera liegt in der italienischen Provinz Basilikata. Das Merkmal der Stadt sind unzählige verschachtelte Höhlen. Obwohl Matera einzigartige Bauwerke und einen großen archäologischen Reichtum aufweist, kommen wenige Touristen in die ehemalige „Hauptstadt der Verbannten“. Der Schriftsteller Carlo Levi, setzte Matera und dem Mezzogiorno mit seinem berühmten Roman „Christus kam nur bis Eboli“ ein literarisches Denkmal. Noch heute, 60 Jahre später, ist ein Besuch in Matera wie ein Spaziergang durch ein lebendiges Geschichtsbuch.

Seit 1993 gehört die Altstadt von Matera zu den knapp 400 Plätzen unseres Planeten, die von den Vereinten Nationen als Weltkulturerbe geschützt werden. Wie Pompeji, Rom und Ravenna. Seither ist die Stadt wie aus einem jahrzehntelangem Dornröschenschlaf erwacht. Matera ist eine Höhlenstadt und seit Urzeiten bewohnt. Die Stadt war 1940, zu Zeiten Carlo Levis die Hauptstadt der vom Mussolini Regime verbannten Intellektuellen und Kritiker. Die Faschisten bauten eine Straße für Autos und ließen ansonsten die verarmte Bevölkerung in Ruhe. Tausende von Höhlenwohnungen mit zwanzigtausend Einwohnern in katastrophalen hygienischen Verhältnissen machten Matera damals weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. Es gab es keine Elektrizität, keine sanitären Anlagen, keine Privatsphäre. Die Kindersterblichkeit war so hoch, dass Kinder erst mit 3 Jahren registriert wurden.

Die Hölle Dantes

Die Erwachsenen litten an Malaria und Rheuma, die Kinder unter Läusen und Ruhr. In „Christus kam nur bis Eboli“ schreibt Carlo Levi aus dem Blickwinkel des intellektuellen Arztes und Künstlers aus Norditalien: Sie sind so, wie wir uns in der Schule die Hölle Dantes vorgestellt haben. Ich habe noch nie ein solches Bild des Elends erblickt. Es wirkte auf mich, als wäre ich in der blendenden Sonne in eine von der Pest heimgesuchte Stadt gekommen. Rosario Liberatore, 55, gehört zur letzten Generation, die ihre Kindheit in den Höhlen, den Sassi, verbrachten: „Unterm Bett schliefen die Hühner, oben an der Decke schaukelten die kleinen Geschwister in Hängmatten. Alle Familienmitglieder lebten in einem einzigen Raum. Menschen und Tiere.“ Er blickt auf eine schräge Felswand, an die sich Dutzende von Höhlenwohnungen schmiegen. Eine der Höhlen ist seine Geburtsstätte. „Ich hatte eine glückliche Kindheit in den Sassi. Alle waren arm. Alle mussten zusammen halten.“ Eine Wohnhöhle besteht aus einem einzigem Raum, der als Küche, Schlafzimmer, Vorratsraum und Stall diente. Auf einer Seite gab es einen Kamin. Wände und Decken waren rauchgeschwärzt. Auf der anderen Seite, vertieft, ein Auffangbecken für Regenwasser. Schon in der Jungsteinzeit entwickelten die Halbnomaden ein System, das Regenwasser in unterirdischen Zisternen zu sammeln. Eis und Schnee der kalten Wintermonate konnten bis in die warme Jahreszeit aufbewahrt und zur Kühlung verwendet werden. Rosario Liberatore erinnert sich an dieses ausgeklügelte System, das ein Leben ohne Kühlschränke ermöglichte. „Alles Haltbare wurde in Tontöpfen konserviert.“ Noch heute gelten die Höhlen als ideale Weinkeller. Licht, Luft und Leute kamen nur durch die Türe in den Wohnraum. Fenster gab es nicht. Seit drei Jahren gibt es ein Höhlenmuseum. Mit Töpferei, Korbflechtwerkstatt, Hufschmied und anderen anschaulichen Beispielen früherer Handwerkskunst. Sogar eine Taverne gibt es. Verstaubte Karten liegen auf dem Tisch, Weinflaschen und Becher stehen darauf. Alles ist authentisch aufgebaut, mitten in den Höhlen. Das Zeugnis unserer Ahnen steht unmittelbar im Raum. Vergangene Jahrtausende sind zum Greifen nah. Und doch waren genau diese Höhlen vor wenigen Jahrzehnten noch bewohnt. Vor wenigen Jahrzehnten und vor Tausenden von Jahren.

Seit Jahrtausenden bewohnt

Das größte und einzige seit Jahrtausenden bewohnte Altstadtzentrum der Erde wurde 1953 zu einem weltweit historischem Einzelfall: Ein Gesetz ordnete an, die gesamte Bevölkerung aus den Sassi in neu errichteten Stadtvierteln anzusiedeln. Die Höhlenbewohner trauerten der Romantik der Höhlen nach. In den ersten Jahren kamen sie nicht gut in den modernen Apartments zurecht. In der Badewanne züchteten sie Gemüse und die ungewohnte Einrichtung wurde zersägt, um Feuer zu machen. Manche hatten solches Heimweh nach den wenigen Kilometern entfernten Sassi, dass sie illegal zurückkehrten. In den 60er, 70er und 80er Jahren waren die Sassi bis auf diese Höhlenbesetzer verlassen und kamen immer mehr herunter. Der komplette Verfall drohte den historischen Höhlen. Die Wende kam erst 1993 als Matera zum Weltkulturerbe der UNESCO aufstieg. Die Elendsquartiere der Nachkriegszeit sind heute von Bauzäunen

umgeben. Betonmischer und Schubkarren flankieren Schuttcontainer. Leitern lehnen an den Wänden, Holzgerüste sind mit Ketten und Seilen am Tuffstein festgezurt. Zwischen den Kleinbaustellen weisen eingerahmte Speisekarten und blitzende Messingschilder auf Restaurants, Rechtsanwälte und Softwarefirmen hin. Zwischendrin Miniaturvillas und Gärten mit Feigenbäumen. Alle Renovierungsarbeiten, die Materas alte Bausubstanz erhalten und Denkmalschutz pflegen, werden zum Großteil mit dem Entwicklungsfond der Europäischen Union finanziert. Eine Höhle nach der anderen präsentiert sich in sanierter Schönheit. Für Maurer gibt es noch mindestens ein Jahrzehnt Arbeit, bis Matera komplett renoviert ist.

Steinzeit

Die ersten Höhlen Materas entstanden in der Steinzeit. Der Meeresspiegel sank und hinterließ ausgehöhlte Tuffsteinwände. Sie boten den Menschen der Steinzeit hervorragenden Schutz vor stürmischen Winden, sengender Hitze, verheerenden Regengüssen und wilden Raubtieren. Der Mensch konnte die Naturkräfte nicht bezähmen. In den Höhlen Materas jedoch verstand er es bald, sich vor ihnen zu schützen. Er besaß zwei geschickte Hände und wusste sie mit Verstand zu gebrauchen. Hier konnte er Nahrung aufbewahren, Waffen herstellen, in Ruhe seine Kinder großziehen und das Feuer hüten. Matera war ein Grünwald des Paläolithikums, ein Filetstück prähistorischer Immobilienverhältnisse, der idealen Schutzmöglichkeiten wegen. Unten, in schwindelerregenden Tiefen fließt auch heute noch ein reißender und damals unüberwindbarer Bach, die Gravina. Rosario Liberatore reibt sich die Hände: „Da fingen wir Schlangen und Frösche.“

Jahrhundert für Jahrhundert

Jahrzehnt für Jahrzehnt, Jahrhundert für Jahrhundert, gruben die Bewohner weiter und schufen sich ihren idealen Wohnraum. Schaber, Stichel, Bohrer, Schalen, angeschlagene Steinwaffen und geschwärzte Holzstücke wurden aus den Grotten geborgen und gehören zu den ältesten Zeugnissen des homo sapiens. Hartgeklopfte Erdhaufen waren Betten und Tische. Mit natürlichen Nischen zur Lagerung der Vorräte hatte der Standort Matera die raffiniertesten Einbauküchen des Neolithikum. Umgeben von Heidekraut und Pinien entdeckten unsere Vorfahren an den Höhlen den Urknall des Wohnungswesens: Die negative Architektur. Sie höhlten den porösen Felsen aus. Es wurde einfach weitergegraben, wenn sich die Sippe oder der Bedarf an Raum vergrößerte. Dieses System gehört zu Matera wie die Erbinformation zur DNS. Wohnungen für Großfamilien, Einsiedeleien für fromme Mönche, Felsenkirchen oder pompöse Kathedralen – am Anfang wurde immer ausgehöhlt.

Gewirr von Gassen

Das Gewirr von Straßen, Gassen, Piazzettas ist heute behaglich und überschaubar. Die Fassaden der Höhlenwohnungen erheben sich von unten bis zum Gipfel des Hügels. Manche Fassaden springen hervor, andere sind zurückgesetzt, um Platz für eine kleine Piazza oder einen künstlich angelegten Garten zu machen. Auf engstem Raum schlängeln sich Straßen, die gerade so breit sind, dass ein Pferdefuhrwerk passieren könnte. Andere Straßen bilden zugleich die Dächer für die darunter liegenden Behausungen. Ein verschachteltes Labyrinth, ein ausgetüfteltes Steinmeer mit winzigen, aber üppigen Gärten und Balkonen und Terrassen, das sich erst auf den zweiten Blick als Wohnraum zeigt. Am eindrucksvollsten ist der Blick nach unten vom Hauptplatz. Auf der Cività, dem antiken Herz der Stadt thront eine Kathedrale. Eine der 155 Kirchen von Matera. Hier begegnet man dem Auf und Ab aller Generationen. Schiuma, die erste Konditorei am Platz hat dienstags Ruhetag und ist geschlossen. Der gleichnamige Inhaber sitzt trotzdem in seinem steifen, speckigen Anzug mit Hut und Weste vor seinem Laden. Pomadisiert und parfümiert empfängt er Besuch. Die Dämmerung war hereingebrochen, am Himmel flogen Raben, und auf der Piazza erschienen zu ihrer Abendunterhaltung die Honoratioren des Ortes: Sie gehen hier jeden Abend spazieren, bleiben stehen oder setzen sich auf das Mäuerchen und warten mit dem Rücken gegen die letzten Sonnenstrahlen auf die Abkühlung, wobei sie ihre billigen Zigaretten rauchen.

Archäologische Sensation

Rosario bläst sein Streichholz aus. Tief inhaliert er seine Zigarette. Mit den anderen Herren seines Alters lehnt er über ein Geländer, das die mittelalterlichen Reste einer Piazza, eines Tonnengewölbes und einer Kirchenruine abgrenzt. Die archäologische Sensation wurde zufällig entdeckt, als die Renovierungsarbeiten der Europäischen Union begannen. So viele Völker sind über dieses Land dahingezogen, dass man wirklich überall etwas findet. Antike Vasen, Statuetten und Münzen aus alten Gräbern kommen ans Licht. Die Herren um Rosario sind sich einig: „Wir haben so viel Kultur, da kannst du Rom vergessen!“ Ein anderer weiß: „Die Gegend war in antiken Zeiten, noch bevor Rom seinen Zenit erreichte, auf Grund seiner geografischen Lage der Marktplatz Europas.“ Matera ist so uralte, da war es im Laufe der Jahrtausende alles mögliche: eine blühende Stadt und ein Schandfleck. Selbst das Wetter ist etwas besonderes. Kühler als die umliegenden Provinzen. Das milde Klima und die fruchtbare Erde ermöglichen zwei Ernten im Jahr.

Filmkulisse

Rosario Liberatore träumt davon, hier einen Film zu drehen. Die Stimmung des Mezzogiorno, die Verlassenheit einfangen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ganze Dörfer dazu bewogen hat, auszuwandern. Ihn eingeschlossen. Die Herrenrunde plaudert über die Vergangenheit. Als das Wasser mit Eimern von den wenigen öffentlichen Brunnen geholt werden musste. Dass die Kinder bis zur Pubertät alle barfuss liefen. Dass keiner überhaupt länger als drei Jahre zur Schule ging. Die schwarzgekleidete Herrenrunde nickt. Klar, dass sie als Statisten mitspielen, wenn der Film gedreht wird. Telefonnummern auszutauschen ist unnötig. Sie sind immer hier. Ein genicktes „Buona sera“ noch. Dann schauen sie wieder den Palmen beim Wachsen zu. Rosario Liberatores befindet sich mit dem Filmprojekt in seiner Geburtsstadt in bester Gesellschaft. Pasolini drehte hier, Francesco Rosi, die Taviani Brüder und viele andere. Das Who is who des italienischen Films erlag bereits dem morbiden Charme der einzigartigen Kulisse.

Wenige Touristen

Auch die wenigen Touristen, die in Matera ankommen, geraten in den Sog der Magie. Sie erliegen dem Zauber der Höhlenstadt, wenn sie das enge Gassengewirr erkunden. Bleiben immer wieder ehrfurchtsvoll stehen. Mit einem verklärtem Ausdruck auf dem Gesicht erblicken sie die Aussicht, die schon die Urahnen hatten. Als die sich unsere Vorfahren immer sicherer fühlten, die Höhlen zu verlassen begann der zweite Bauabschnitt in der Bronzezeit. Es entstanden Terrassen als Vorderfront und Steingärten auf den Dächern. Obwohl es kein Grundwasser und keine Quellen gab, gelang es den Bewohnern von Matera schon vor Tausenden von Jahren fruchtbare und blühende Steingärten zu kultivieren. Trockenmauern grenzten Terrassen ein, die mit Erde und Humus ausgelegt wurden. Durch gezielte Bewässerung entstanden Gemüsegärten, Viehstallungen und Gemeinschaftsplätze (Vicinati). Eine Sippe definierte sich weniger über Blutsbande als über den Vicinato, um den herum das Leben sich abspielte. Der gemeinschaftliche Raum wurde gehegt wie ein Zen Tempel. Noch heute gibt es diese kleinen, gepflegten Gärten zwischen den Höhlen. Rosario kratzt sich am Kopf: „Verglichen mit heute, war das Leben einfach. Keine Kühlschränke, keine Fernseher, keine Autos.“ Er schwärmt: „Abends saßen wir zusammen und sangen oder organisierten den nächsten Tag.“ Das Leben war über Jahrhunderte gleich. Es war beengt, aber einfallsreich. Der Mangel an Ressourcen, die daraus folgende Notwendigkeit, diese gemeinschaftlich und auf optimale Weise zu nutzen ermöglichten die beispielhafte Struktur dieser Siedlung.

Goldenes Zeitalter

„Der Mensch war nicht darauf bedacht, sein Umfeld zu seinem persönlichen Nutzen auszubeuten sondern versuchte mit den knappen Ressourcen hauszuhalten.“ Pietro Laureano, Autor eines Buches über Matera sieht die Einziartigkeit in dem Gemeinschaftsgefühl, das die Höhlen den Menschen abverlangten. Es erscheint wie ein Abglanz eines fernen goldenen Zeitalters. Die passive Brüderlichkeit, dies gemeinsame Leiden, diese resignierte, allgemeine, jahrhundertealte Geduld ist das tiefe Gemeinschaftsgefühl der Bauern, ein nicht religiöses, aber natürliches Band. Als das klösterliche Leben im Mittelalter aufblühte, wehte ein frischer Wind über die archaischen Strukturen, in der die einfache Bevölkerung ihre Sicherheit fand. Auf dem kleinem Raum in Matera und um Matera herum fanden mehr als 20 Kulturen ihre Heimat und lebten fast durchwegs friedlich miteinander. Jahrhunderte nach dieser Blütezeit wurde die Höhlenstadt sich selbst überlassen und ab Anfang des 18. Jahrhunderts von den Feudalstrukturen Süditaliens geschluckt. Dennoch fanden die Materaner ihre Identität und ihren Stolz als Höhlenmenschen. Noch heute gibt es griechische, arabische, spanische, jüdische, etruskische frühchristliche und sogar heidnische Bräuche und Mahlzeiten. Diese Gerichte gelten als kulinarische Spezialitäten. Matera und die Provinz Basilikata wurden Schmelztiegel all dieser Kulturen.

Spezialitäten

Über die „Via della beccerie“ legt sich der Geruch nach Rosmarin und gegrilltem Fleisch. Im Mittelalter war es die Gasse der Metzger. Einen letzten Metzger gibt es noch zwischen einer Kunstgalerie und einem Eine-Welt-Laden. Manchmal macht er die arabische Spezialität „Gnemurielli“. Innereien werden mit Lorbeer und Rosmarin kunstvoll umwickelt und auf Spießern über dem Holzkohlegrill geröstet. Das arme Leute Gericht stand schon vor tausend Jahren auf der Speisekarte. Der Geruch der röstenden Fleisches und der graue Rauch zogen durch das Haus und auf die Straße als Verkünder einer barbarischen Leckerei. Viele Kreuzritter blieben auf dem Hin- oder Rückweg aus dem Heiligen Land in der Höhlenstadt. Viele Klauen und Klöster wurden gegründet. Die religiösen Zentren, Klöster von Nonnen und Mönchen und Pfarreien entwickelten sich zum Ausgangspunkt des städtischen Lebens.

Felsenkirchen

Der heilige Franziskus kam 1218 nach Matera. Die ihm geweihte Kirche ist beispielhaft für die 155 Kirchen um Matera.

Aus dem 13. Jahrhundert stammend, wurde sie im 17. Jahrhundert einer kompletten Veränderung unterzogen. Ganz tief im Inneren gibt es die Felsenkirche Peter und Paul, die Urzelle. „So hat jede Kirche in Matera eine Urzelle.“ Franco Palombo ist Kulturreferent und organisiert jedes Jahr eine Skulpturenausstellung in der Felsenkirche „Maria della Virtù“ aus dem 13. Jahrhundert. Erst war sie Zufluchtsort für Christen, später Kloster, dann wurde sie wieder erweitert und vergrößert und als Kirche genützt. „Maria della Virtù“ ist ein eindrucksvolles Beispiel für die wechselvolle Geschichte der Jahrhunderte. Ausstellungsräume sind die verschachtelten Höhlen. Das historische Ambiente könnte allenfalls in der Altstadt von Jerusalem überboten werden. Franco Palombo steht im Gewölbe und breitet die Hände aus, während er die Räume erklärt. Sich den 70-jährigen, der während der Ausstellung 3 Monate lang Hausherr der Kirche ist, als mittelalterlichen Abt vorzustellen, ist leicht. Rosario Liberatore und Franco Palombo kennen sich von früher, als Matera noch keine Kulisse für Stars und Künstler war. Die Kinder Franco und Rosario mussten mitarbeiten, um ihre Familien durchzubringen. Franco konnte deshalb nicht studieren, Rosario nur zwei Jahre zur Schule gehen. Er sagt: „Mit acht hatte ich mein erstes Geschäft, Maroni verkaufen!“ Rosario Liberatore holt seine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche. Franco Palombo schaut mit schmerzverzerrtem Gesicht auf das „Vietato fumare“ (Rauchen verboten) Schild. Rosario legt den Kopf schief: „Mein einziges Vergnügen. Ich rauche seit ich die Autobahn Köln – Bonn baute.“ Franco Palombo lächelt milde. Seit Generationen wanderten hier die Leute aus. Heimatlose und Entrechtete, die in der Armut und den verkrusteten Feudalstrukturen der alten Heimat keine Chance für sich und ihre Familie sahen.

Mezzogiorno

Zwischen den Weltkriegen gab es im Mezzogiorno Dörfer, wo nur noch Frauen, Kindern und Greise lebten. Auch Rosario Liberatore verließ die Heimat, um sein Glück zu machen. 1953, als die Sassi evakuiert wurden, kam er als Gastarbeiter nach Deutschland. Ein Sieger in der Schlacht der Auswanderer lebte herrlich und in Freuden. Der wahre Wert des Geldes aber bestand darin, dass er es nicht durch Arbeit, sondern Geschicklichkeit verdient hatte. Der Baubranche kehrte er bald den Rücken und nach einigen Jahren als Kellner eröffnete er einen Feinkostladen in München. Manchmal tritt er als Gastschauspieler in deutschen Filmproduktionen auf. „Meistens wolln se mich als Bösewicht.“ Franco Palombo wedelt den Rauch mit der Hand weg. Rosario Liberatore entdeckt das Schild mit der durchgestrichenen Zigarette und bläst den Rauch aus den Nasenlöchern. „Is nur für Nichtraucher. Schau da nicht hin.“ Dann schwelgen Franco Palombo und Rosario Liberatore wie alle, die in den Höhlen aufwuchsen, von der guten, alten Zeit. Alle waren arm, alle hielten zusammen. Keine Autos, keine Schuhe, kein Geld. Aber alle waren geborgen und getragen von der Gemeinschaft in der Höhlenstadt. Dennoch sind sie sich einig, dass Matera nur gerettet werden konnte, weil die historischen und architektonischen Schätze von den öffentlichen Gelder profitieren, mit der die Renovierung voranschreitet. Auch das Hotel Sassi, einziges Hotel mit gehobenem Standard mitten in den Höhlen wurde mit Hilfe des Entwicklungsfonds der EU realisiert. Raffaele Cristallo, der Hoteldirektor ist stolz, in allen 17 Zimmern einen grandiosen Blick auf die Felsen und Höhlenstadt bieten zu können. Touristen gibt es zu seinem Bedauern aber noch zu wenige. Die einzige fremdsprachige Zeitschrift, die sich in der Stadt auftreiben lässt, ist ein improvisierter japanischer Stadtführer. Raffaele Cristallo zwinkert und Schalk bildet viele kleine Falten um seine grauen Äuglein: „Die Japaner finden überall hin!“

Geschrieben von Peter von Felbert in Weite Welt um 18:18

Freitag, 11. April 2008

Resozialisierungsprogramm für Top-Manager

„Höchste Zeit“ denken jetzt sich viele. Ich auch. Man kann es kaum noch mit ansehen, wie sehr Top-Manager von der Spur abkommen. Eine Entwicklung, die bedrohlich erscheint, denn immerhin liegt unsere Wirtschaft in deren Händen. Also müssen wir uns auch kümmern. Der klassische Top-Manager kann so gut wie alles, aber nichts mehr selbst. Wie auch. Es wird ihm fast alles abgenommen und den Rest delegiert er weiter. Bei einer Fehlfunktion des Druckers ist er hilflos und bestellt einen neuen, anstatt einfach Papier nachzulegen. Müsste er eine Firmenreise selbst buchen, würde er seinen Schreibtisch bis auf weiteres nicht mehr verlassen. Seine sozialen Kontakte verkümmern, denn er sieht so gut wie nie seine Familie. Echte Freunde kennt er nicht. Somit stumpft der Top-Manager zusehend ab. Der Tribut an die geforderte Flexibilität macht Meinungen und Entscheidungen unmöglich. Seine Beziehung zu den Unternehmen, in denen er verweilt, kann man nur als oberflächlich bezeichnen. Er hat schon Mühe, sich den Firmennamen zu merken, in der er gerade zur Untätigkeit verdonnert wurde. Längst hat ihn das System zu einem Business-Söldner verkommen lassen. Beziehungen und Gefühle sind da nicht angebracht. Heute hier, morgen dort. Die Verhaltensauffälligkeiten des Top-Managers werden immer merkwürdiger. Der Drang, Grenzen zu überschreiten, die man besser nicht überschritten hätte, wird immer größer. Viele seiner Verhaltensweisen muss man als asozial beschreiben, denn die Auswirkungen seiner Untätigkeit und seiner Einstellung zu den Dingen lässt keinen anderen Schluss zu. Aber auch hier ist der Top-Manager nicht der Täter, sondern das Opfer. Er ist das, wozu die Gesellschaft ihn gemacht hat. Er kann nicht anders, denn er weiß es nicht besser. Somit wird es Zeit im großen Stil die Top-Manager wieder einzufangen und zu resozialisieren. So, dass sie ein funktionierender Teil unserer Gesellschaft sind. Sie müssen wissen und lernen, welche Auswirkungen ihr Verhalten hat. Und man muss ihnen Schritt für Schritt das Gehen in einer Gesellschaft wieder beibringen. Denn der Top-Manager entfernt sich sukzessive von seiner eigenen Gesellschaft. Das fügt ihm und der Gesellschaft nur Schaden zu. Zudem wird das kriminelle Potential immer größer, je größer die Distanz zu der Gesellschaft wird, in der er agiert. Deshalb fordere ich ein umfangreiches Resozialisierungsprogramm für Top-Manager - ganz im Ernst - denn die Lage ist schon schwer genug. Der Manager muss ein sinnvolles akzeptiertes Mitglied unserer Gesellschaft werden. Das bringt schon seine Position mit sich. Die Verbindung zu dem, was wirklich wichtig ist, muss wieder hergestellt werden. Sonst erleben wir weiterhin in nicht absehbarem Ausmaß unser wirtschaftlich blaues Wunder. Aber wie gesagt, sie sind nicht Täter sondern Opfer falscher Ziele. Somit bringt uns die Schuldfrage nicht weiter sondern nur die Auflösung des Problems. Ein Herz für Manager? Oder doch eher: Der Manager ist auch nur ein Mensch. Du bist Manager. Gib einem Manager deine Hand. Mensch Manager... Seminare: 1. Daddy Cool: Ich bin dein Vater - Top-Manager erklären ihren Kindern, wer sie sind. 2. Der Chef mein Freund: Manager lernen die Namen ihrer Mitarbeiter auswendig. 3. Das schaffe ich schon selbst: Manager machen selbst Kaffee und buchen eine Reise. 4. Hallo ich bins: Manager rufen alte Freunde an und treffen sich mit denen. 5. Darf ich mal?: Manager gehen in die Produktion und packen mit an oder gehen in den Vertrieb und fahren mal mit. 6. BDE-Spiel: Manager lernen Bitte, Danke und Entschuldigung zu sagen. 7. Nein-Danke-Seminar: Manager haben genug und lernen auch mal "Nein, Danke" zu sagen. 8. Wer, wie was?: Manager müssen selbst ihren Mitarbeitern erklären, was sie eigentlich den lieben langen Tag lang machen. 9. Oben ohne: Manager müssen ohne Krawatte ein Meeting besuchen. 10. Überraschung: Manager kommen mal früher nach Hause. 11. SWDDUMWDS: Sag was du denkst und mach was du sagst Seminar. Das müsste erst mal reichen. Ach einen habe ich noch: 12. Kannst du haben: Gib deine Stadionkarte, wenn du die eh nicht benutzt, doch einem Mitarbeiter weiter.

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 17:43

Mittwoch, 9. April 2008

Kochkultur

Gemeinsam: ausdenken, aussuchen, abstimmen, auswählen, einladen, einkaufen, kochen, essen, zusammen sitzen, aufräumen... Die eigentliche Kultur des Essens liegt im Kochen begründet - nicht im Essen. Das Kochen ist der wichtigere Teil. Erst die Zubereitung von Mahlzeiten stellt die wichtige Verbindung zur Gemeinschaft, zur Nahrungsmittelkette, zu allem möglichen her. Wer Essen geht, dem fehlt dieser wichtige Teil. Wer sich nur bekochen lässt dem auch. Somit ist auch die Zeit der Zubereitung wichtig. Kochen kann oder soll eben dauern. Dinge brauchen ihre Zeit. Das vergisst oder übersieht man, wenn man selbst nicht kocht. Daraus entstehen diese unerträglichen Menschen in Restaurants, denen es nie schnell genug gehen kann. Die gemeinsame Zeit um das gesamte Ritual des Kochens ist einer der wichtigsten kulturellen Bestandteile der Menschen. Würden die Menschen mehr miteinander kochen und essen, gäbe es auch diese Mengen von Essstörungen nicht. Zudem wären die Menschen ausgeglichener, freundlicher. Der Gemeinschaftssinn wäre wesentlich ausgeprägter. Also kann man durch die Kultur des miteinander Kochens nur gewinnen. Wer das nicht macht, kann kulturell gesehen nur verlieren. Denn die Welt derer, die nicht miteinander kochen, teilt sich auch in zwei Welten, die einen kochen und die anderen essen. Diese beiden Welten treffen aber nicht aufeinander. Die einen verschwinden in Küchen, die anderen sitzen am Tisch. Schicken sie mal jemanden, der nur essen geht, in den Garten, um Rosmarin abzuschneiden. Sie werden sich wundern, mit was der zurückkommt. Somit weicht der gesamte Vorgang der Zubereitung einem wesentlichen Teil der Esskultur, dem Essen. Aus diesem Grund kann man beobachten, wie in den kulinarischen Tempeln die Formen der reinen Esskultur immer absurdere Zustände einnehmen. Ohne Zubereitung fehlt offensichtlich etwas. Das muss kompensiert werden. Bei einem Blick auf den Teller muss einem erst mal einer erklären, was sich da findet - an...unter...über..bei...Den Verlust der gemeinsamen Zubereitung von Mahlzeiten sehe ich als einen zentralen Verlust unserer Kultur an. Denn hier werden die Gespräche geführt, die einen weiterbringen. Hier wird das Prinzip „Wir“ erlebbar. Hier schafft die Gemeinschaft wesentlich mehr, als der einzelne im Stande gewesen wäre zu leisten. Hier kommen unterschiedliche Menschen zusammen bis hin zu unterschiedlichen Generationen. Hier wird Bildung weitergegeben, werden Erfahrungen ausgetauscht. Hier zählen Fähigkeiten und Bereitschaft. Ich z. B. bin ein perfekter Wegräumer und Schnippsler. Fast unbemerkt tänzle ich um die Kochenden herum und versorge diese mit Kochwein und räume alles weg, was nicht mehr gebraucht wird. Wenn die mit dem Kochen fertig sind, sieht die Küche so aus, als ob keiner gekocht hätte. Zudem bin ich ein guter Tischdecker, Abräumer und Aufräumer. Aber meine Fähigkeiten als Schnippsler werden auch oft benötigt. Ich mache alles klein, in Scheiben und Würfel oder wie auch immer. Ich stehe gerne an der Spüle und mache noch die Weingläser sauber. Oder räume die letzte Spülmaschine ein. Gemeinsam: ausdenken, aussuchen, abstimmen, auswählen, einladen, einkaufen, kochen, essen, zusammen sitzen, aufräumen...

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 07:41

Dienstag, 8. April 2008

Wofür eigentlich?

Dagegen sein, egal gegen was, ist viel einfacher als dafür sein und Teil unserer Kultur. Wir wissen genau, wogegen wir sind. Wir sammeln Argumente und pflegen Vorurteile, wenn es gegen etwas geht. Die meisten Diskussionen werden auf der Basis wogegen geführt. In der Politik wissen alle sofort, wogegen sie sind. In der Wirtschaft wissen alle, wogegen wir uns schützen müssen. Unsere gesamte Gesellschaft ist ein dagegen-Entwurf. Uns wird ständig beigebracht, wogegen wir sein sollen, wogegen man sein muss. Wir sind gegen viel und vieles. Die Positionen des dagegen sind schnell bezogen. Die Medien steuern ihren Teil zum dagegen sein bei. Sie feuern das dagegen sein an, wo sie nur können. Ständig wird uns die Gewissensfrage gestellt: Du bist doch dagegen? Oder etwa nicht? Alles, was wir politisch wählen, ist maßgeblich gesteuert vom dagegen sein. Unser ganzes Verhalten bezieht sich oft auf die einfache Formel: Gegen etwas sein. Ich bin gegen etwas, kann jeder sofort, ausführlich, voller Temperament und in epischer Breite und Länge beantworten. Ohne Punkt und Komma. Dabei stellt sich doch nur eine Frage: Wofür? Wenn man das dagegen austauschen könnte in ein wofür, dann wäre es sicher besser um alles und uns alle bestellt. Denn das eine verhindert nur, schafft dabei aber nichts Neues oder Anderes. Es richtet sich nur am Verhindern aus. Das dagegen stoppt nur. Und dann bleibt dieses Nichts, diese Leere. Ein konsequentes wofür hingegen würde schaffen, produzieren, erzeugen, entwickeln, gestalten, machen. Also, wofür bist Du?

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 07:22

Montag, 7. April 2008

Kleine Umgangskontrolle

Mir ist seit längerem aufgefallen, dass viele Menschen ein sehr enges und inniges Verhältnis vor allem zu Dingen haben, durch die kein Blut fließt. Die keine Tränen vergießen. Denen es nicht heiß und kalt den Rücken herunter läuft. Die keine Gänsehaut bekommen. Die keine Schmetterlinge im Bauch haben. Die einen nicht umarmen können. Die nicht mit einem lachen können. Die einem nicht ihre Aufmerksamkeit schenken. Die einem nicht zuhören. Die einem nicht in die Augen sehen. Ich finde, man sollte seinen Umgang mit diesen Dingen kontrollieren, was das für ein Verhältnis ist. Warum man eine Beziehung zu diesen Dingen aufbaut, die eigentlich Lebewesen vorbehalten sein sollte. Da werden Formulierungen ins Feld geführt, die jeden Menschen sicher berühren würden. Aber diese Dinge sicher nicht. Da sind Gefühlsausbrüche- und -wandlungen an der Tagesordnung, die man zwischenmenschlich an allen Ecken und Enden vermissen lässt. Diese Dinge haben keine Gefühle und keine Nerven. Sie empfinden keinen Schmerz und keine Lust. Aber der Umgang mit diesen hinterlässt den Eindruck, als ob es so wäre. Nein, mehr als das, dass es so ist. Da wird Zärtlichkeit ausgetauscht. Da wird Verständnis aufgebracht. Da liegt die Toleranzgrenze wesentlich niedriger. Da wird schnell alles entschuldigt. Und man ist so unendlich dankbar, wenn es funktioniert. Alles Aspekte, die zwischen Menschen wesentlich mehr Sinn ergeben würden als zwischen Dingen. Ein paar Dinge fallen mir da sehr unangenehm auf. Da ist das Konto. Wie oft denkt man an das Konto? Wie es ihm wohl geht? Hoffentlich geht es dem Konto gut. Oder geht es ihm nicht gut? Steht da ein [S] wo eigentlich ein [H] stehen sollte? Was denkt die Bank über das Konto? Dann wäre da noch das Auto. Die Beziehung der Menschen zum Auto oder sagen wir mal zu einer Leasingrate, denn es gehört ja nur noch den wenigsten selbst. Diese Beziehung ist eine besondere. Sie ist weit intensiver als das, was Menschen anderen Menschen gegenüber in der Lage sind einzubringen. Und dann sind da noch die vielen Marken. Die, wenn das Logo nicht da wäre, das eigentliche Produkt sofort in der Versenkung verschwinden lassen würden. Nur das Logo und die Beziehung der Menschen zu diesem definiert die innige Beziehung. Computer, Handy und so weiter. Da wird gepflegt. Updates. Upgrades. Da weiß man zu jeder Tages- und Nachtzeit, wie es ihnen geht. Bei Menschen müssen wir uns erst vergewissern. Wir haben Beziehungen oder bauen die auf zu Dingen, die uns in den wichtigen Aspekten unserer Lebenskultur nichts zurückgeben können. Die wichtige Reflektion von anderen Menschen oder über andere Menschen wird weniger oder bleibt aus. Die Themen dieser Zusammenkünfte kreisen ohnehin dann auch noch um die Dinge. Und es gibt nicht nur genügend, es gibt viel zu viel. Und es werden immer mehr. Wie viele Pfeffermühlen gibt es wohl? 10.000? Wie viele Handys? 30.000? Wie viele verschiedene weiße Hemden kann man kaufen? Wie viele schwarze Socken? Wie viele Autos fährt man im Laufe eines Lebens? Und wie viele Freunde begleiten einen durch dasselbe? Ich glaube, die Marktwirtschaft ist außer Kontrolle geraten. Sie eskaliert. Ich glaube nicht, dass sie explodiert, sondern sie wird implodieren. Explodiert ist die Diversifikation von allem. Implodieren wird die Marktwirtschaft, denn weniger war eben schon immer mehr. Der Betrug an den eigenen Gefühlen, verbunden mit dem Verlust an Glaubwürdigkeit, wird die Marktwirtschaft nachhaltig verändern. Da ich ein Optimist bin, glaube ich zum Besseren. Was schon mal die richtige Richtung zum Guten wäre. Die Frage, was braucht man wirklich, wird beantwortet durch ein sich änderndes Konsumverhalten. Somit werden die Märkte diesem Trend folgen müssen. Das stetige Wachstumsprinzip der geltenden Marktwirtschaft war eine Utopie. Es gibt eben doch kein ewiges Wachstum. Somit wird das Wachstumsprinzip dem Wandlungsprinzip weichen. Das heißt Wohlstand, Sicherheit, Freiheit, Bildung, Gesundheit und alles andere, das nicht auf dem Sand des ewigen Wachstums gebaut ist, sondern auf der Fähigkeit und Bereitschaft, Wandlungen erkennen, einleiten und umsetzen zu können.

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 08:53

Sonntag, 6. April 2008

Fakt ist

Für Gerechtigkeit muss man sorgen, dass es ungerecht zugeht nicht. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:00

Samstag, 5. April 2008

Fakt ist

„Ein Ei“ über etwas zu schlagen, bedeutet dass man der schmerzlichen Erfahrung die um so viel wichtigere Erkenntnis nicht folgen lässt. Und nur die bringt einen weiter. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 18:28

Freitag, 4. April 2008

Fakt ist

Den passenden Worten ist es völlig egal mit welchen Stiften diese niedergeschrieben wurden. Nur das sie geschrieben wurden. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:46

Fakt ist

Viele verpassen es nicht nur auf den richtigen Zug aufzuspringen. Man könnte ja einfach den Nächsten nehmen. Sie finden nicht mal den Bahnhof. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:35

Donnerstag, 3. April 2008

Fakt ist

Immer mehr Menschen warten auf eine Art Erleuchtung, dabei müssten diese nur den Schalter umlegen. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 12:28

Fakt ist

Die Meinungsvielfalt scheint vom Aussterben bedroht. Weil sich immer weniger noch eine Eigene bilden. Sie plappern lieber, einfach alles nach. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:55

So oder anders

Das schöne und zugleich furchtbare an subjektiven und zugleich kreativen und zugleich emotionalen und zugleich intuitiven Entscheidungen ist, dass man es so oder anders machen könnte. Aber nicht muss. Aber eben könnte. Somit wird etwas in der Regel nicht besser oder schlechter, sondern nur anders. Man hätte es somit im Prinzip auch so lassen können. Aber oft muss man es trotzdem anders machen. Das ist für die einen ärgerlich, für die anderen eine sehr ertragreiche Einnahmequelle. Kurios wird es nur, wenn "so" besser sein soll als "anders". Oder anders herum. Was offensichtlich nicht so ist. Somit stellt sich bei allen diesen Entscheidungen, ob so oder anders, eigentlich immer nur eine Frage: Wer hat das so oder anders zu entscheiden? Dann ist es eben so oder anders. Denn die meisten Diskussionen werden im Vorfeld und in der Nachbetrachtung über so oder doch anders von denen geführt, die über so oder anders nicht zu entscheiden haben. Klingt komisch, ist aber so und nicht anders.

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 07:28

Mittwoch, 2. April 2008

Fakt ist

Die Zeit die einem am Ende oft fehlt, hat man am Anfang verloren. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:34

Fakt ist

Menschen die den Drang verspüren Anderen ständig die ganze Welt erklären zu wollen, verstehen oft die einfachsten Dinge und sich selbst nicht. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:21

Es war doch nur Spielgeld

Einer ganzen Generation hat das Spiel "Monopoly" offensichtlich den Verstand geraubt. Die denken bis heute, sie spekulieren nur mit Spielgeld. Und wenn das alle ist, wird einfach neues beschafft. Ich bin fassungslos über das, was sich da gerade in der Bankenwelt abspielt. Und wie sich die Politik diesem Monopolygebaren gegenüber verhält. Die haben die ganze Zeit nur gespielt. Ausprobiert. No Risk, only fun. Zocken mit doppeltem Boden. Über 400.000 mittelständische Unternehmen sind seit Basel II in die Insolvenz gegangen, weil sie nach dem neuen Rating nicht mehr kreditwürdig waren. Mir fehlen die Worte. Und nun bekommen die Banken auch noch das, was sie verspielt haben, von denen zurück, die sie vor die Tür gesetzt haben. Der Mittelstand, ohnehin verantwortlich für den Großteil der Steuereinnahmen und die meisten Arbeitsplätze, kommt für die Schuld und Schulden der Banken auf. Die ist zynisch. Und wenn man sich die Größenordnung vor Augen führt – pervers. Die einen spielen nur und für alle anderen ist die Lage ernst. Jeden Tag. So, nun bekommen die neues Spielgeld, halten eine kurze Zeit die Füße still und dann geht das Spiel von vorne los. Ich könnte mich so maßlos darüber aufregen, wenn ich nicht so viel Wichtigeres auf meiner Liste hätte. Schade nur, dass genau diese Menschen nicht mal eine Sekunde spüren, wie es wäre, wenn das echtes Geld, echte Arbeitsplätze, echtes Vertrauen, alles mal echt gewesen wäre. Eine echt verpasste Chance. Das ist, wie mit dem berühmten ersten Fahrrad, das man sich von seinem eigenen Geld gekauft hat. Oder das man geschenkt bekommen hat. Welches hält wohl länger?

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 07:30

Dienstag, 1. April 2008

Wie viel Gefühl...

...darf man investieren? Wie dosiert man Gefühl? Was ist eine gute Einteilung von Gefühl? Wie geht man mit echten und unechten Gefühlen um? Was tun, wenn einen ein Gefühl übermannt? Oder wenn man nichts mehr fühlt? Ich empfinde den Umgang mit Gefühlen als wesentlich komplizierter, als ich mir das selbst je gedacht oder zugestanden habe. Große Gefühle. Kleine Gefühle. Keine Gefühle. Plötzlich tauchen sie auf, in Momenten und Situationen, in denen man lieber mit weniger konfrontiert würde. Oder es kommen gar keine auf in Situationen, in denen ich mir denke: So gefühllos kannst du jetzt doch nicht sein? Die Kontrolle über seine Gefühle ist sehr schwer. Mich überraschen Gefühle noch immer. Positiv wie negativ. Dabei versuche ich, genau zu entziffern, was ich fühle. Denn meine Gefühle sind meine Orientierung. Ich versuche, meinen Lebensweg entlang meiner Gefühle zu beschreiten. Darum ist das Empfinden für mich so wichtig. Das kann ich aber nur, wenn meine Umwelt mich empfinden und spüren lässt. Vieles in und aus meiner Umwelt bewirkt genau das Gegenteil. Das gilt es zu bewältigen, zu umgehen, zu ignorieren, zu überwinden. Dem nachzugehen, dem meine innere Energie schon vorweg eilt. Ich muss nur folgen können, dürfen und wollen. Das wäre nicht so schwer, wenn diese Art von Sensibilität seinen gebührenden Platz in unserer Gesellschaft hätte. Vor allem bei Männern. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Gefühle haben in vielen Situationen oft nichts zu suchen. Sind nicht angebracht. Und am falschen Platz. Gefühle zeigen, bedeutet Schwäche zeigen – noch für viele. Mich bewegt deshalb oft der Gedanke: „Was fühlt derjenige da, jetzt oder dann.“ Ich ertappe mich dann dabei, dass ich der sachlichen Situation nicht mehr folge, sondern mich längst auf die Suche nach den Gefühlen mache. Ich versuche zu lesen, zu erkennen, zu bemerken. Eigentlich interessieren mich die Gefühle meist mehr als die Informationen. Es ist das, was hängen bleibt. Die Gefühle der Menschen. Oder meine. Oft versuche ich, mich an Gefühle zu erinnern, was mir nur schwer bis gar nicht gelingt. Dabei war ich mir so sicher, dass ich ein bestimmtes Gefühl immer wieder erleben könnte. Kann ich aber nicht. Die Intensität eines Gefühls ist einmalig. Unwiderruflich. Das ist nicht schade, das ist gut so. Denn es verlangt auf dem weiteren Lebensweg nach intensiven Gefühlen. Leben. Erleben. Nur wenn wir intensiv fühlen, bemerken wir, dass wir leben. In unserer Welt lassen wir andere für uns fühlen. Wir nehmen manchmal lieber Anteil an den Gefühlen anderer, als selbst welche zu erleben. Daraus ist eine ganze Gefühlsindustrie entstanden. Wir beobachten andere beim fühlen. Oder hören ihnen zu. Wir weichen unseren eigenen Gefühlen aus. Und schaffen uns eine Umwelt, um eigenen Gefühlen erst gar nicht zu begegnen. Das Gefühlsloch, was dadurch entsteht, wird durch die künstlichen Gefühle anderer gestopft. Was sind das für Menschen, die ihren eigenen Gefühlen so gut ausweichen, wie es nur geht und sich nur noch über die Gefühle Dritter empfinden? Eine Gesellschaft, welche die persönlichen Gefühle so gut es geht ausschließt? Verbunden mit der vermuteten Gewissheit, das Richtige, das Korrekte, das Objektive zu tun. Sich nicht von seinen Gefühlen sondern von Fakten lenken zu lassen. Die nur an Zahlen erkennen können, wie etwas ist. Alt. Heiß. Teuer. Schnell. Lang... Aber nicht mehr fühlen können, wie es wirklich ist. Wie fühlt sich Erfolg an? Echter gemeinsamer Erfolg. Und die vielen anderen wunderbaren Gefühle jenseits der Ratio von Zahlen. Die wirklich selbst empfundenen. Dieser Balsam für die Seele. Wenn man die Welt umarmen könnte. Wenn man seine Zufriedenheit vor Glück selbst nicht fassen kann. Wenn man vor Freude platzen könnte. Wenn man vor Liebe den Verstand verliert. Eigentlich müsste es das höchste Privileg einer Wohlstandsgesellschaft sein, dass die Menschen in ihr sich ihren Gefühlen zuwenden dürfen. Und wir tun genau das Gegenteil. Es ist das eigentliche Ziel, das wir aus den Augen verloren haben. Eine Gemeinschaft, in der es allen gut geht, ist eine Gemeinschaft, in der sich alle gut fühlen. Nicht nur rechnerisch sondern auch wirklich. Somit muss man konzertieren, dass diese Gesellschaft nicht nur keine Vision hat sondern auch ein erstrebenswertes Ziel aus den Augen verloren hat. Gefühlter Gemeinschaftssinn. Die WM 2006 in unserem Land hat die Spitze eines Gefühlseisberges zum Vorschein kommen lassen. Unterdrückte Gefühle, die im Alltag keinen Platz haben. Und dabei gehören sie genau dort hin und zeigen eine viel bessere Richtung auf. Ich fühle zuerst, dass eine Idee gut ist. Erst später wird mir bewusst, dass diese auch unter rationalen Aspekten noch immer gut ist. Der große Verlust an Romantik zwischen den Geschlechtern ist ein Ausläufer einer reduzierten Gefühlswelt. Woher soll sie kommen? Wenn ein Tag daraus besteht, seine Gefühle nicht zu fühlen. Wir können eben keinen Gefühlsschalter umlegen. Wer sich für „Off“ entschieden hat, weil „On“ in seine Welt nicht passt, der wird auch da keinen Platz für Gefühle haben, wo diese die Grundlage für etwas wie Gemeinschaft oder Gemeinsamkeit bilden, sondern muss sich mit der reduzierten Form begnügen. Beziehungsunfähigkeit ist bedingt durch Gefühllosigkeit. Wir bauen keine Beziehungen mehr auf, um nicht fühlen zu müssen. Was uns nicht erreicht, kann uns nicht berühren. Vielen ist es lieber so und geht es besser so. Eine solche Distanz zu Gefühlen überträgt sich auf alle gesellschaftlichen Bereiche. Die nötige Distanz ist gefordert. Wer fühlt, verliert. Denn er lässt sich ja von seinen Gefühlen leiten. Das ist in der veröffentlichten Meinung nicht gut. Gefühle passen da eben nicht hin. Da muss man eiskalt sein. Ich bin ein bekennender Gefühlsmensch. Noch schlimmer, ich suche Gefühle gerade zu. Ich lauer ihnen auf. Ich gehe ihnen nach. Denn kleinen und den großen Gefühlen. Ich kann gar nicht genug davon bekommen. Ich wälze mich in ihnen. Die Emotionen auf und ab fahren zu lassen, bereitet mir größtes Vergnügen. Die Begegnung mit neuen Gefühlen und guten bekannten ist mir eine große

Freude. Erst zu fühlen und dann zu denken, ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Ich jongliere gerne mit einem Gefühl. Lass es auf mich zukommen und dränge es auch schon mal zurück. Ein Gefühl heraufbeschwören, ein schlechtes überwinden. Wenn alle Menschen erst fühlen würden, bevor sie bewusst darüber nachdenken, wenn Sie sich erst ein Gefühl und kein Bild machen würden, dann wären wir der Vision und dem eigentlichen Ziel sicher näher. Der Gewissheit, dass unsere Gefühle viel mehr über das aussagen, wie es wirklich ist, als alle anderen rationalen Bewertungen.

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 07:30